16/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Maler des Jugendstils

Vogelers Abschied von Worpswede

Die Trümpfe des Jahres

Autogrammstunde mit weltbesten Leichtathleten

Sweta steht Kopf

Zum zweiten Mal an Bord von Salut 7, zum ersten Mal im freien All

Kosmos
Swetlana Sawizkaja – erste Zweifach-Raumfahrerin, erste Frau, die in den freien Weltraum ausstieg **Seite 4**

Wohnungsbau
Baustellenrapport einer Berliner Arbeiterfamilie: Der Thälmann-Park erhält Konturen **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

FW-Suchaktion
Steine für die Mole **Seite 16**

Sport
Für 104,80 m mit dem Speer war auf der Anzeigetafel kein Platz mehr **Seite 18**

Dokumentation
Vor 40 Jahren wurde Ernst Thälmann ermordet **Seite 22**

mobile **Seite 24**

FW-Serie
Die Memoiren des Diplomaten Rudolf Engel **Seite 26**

Geschichte
Im Rückspiegel. Erinnerungen an das Jahr der DDR-Gründung **Seite 28**

Film
Porträt der Schauspielerin Inna Tschurikowa **Seite 30**

Literatur
Lew Tolstoi: „Nach dem Ball“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberstift“ **Seite 40**

Tatsachenbericht
Feuersbrunst im Süden Tadshikistans **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

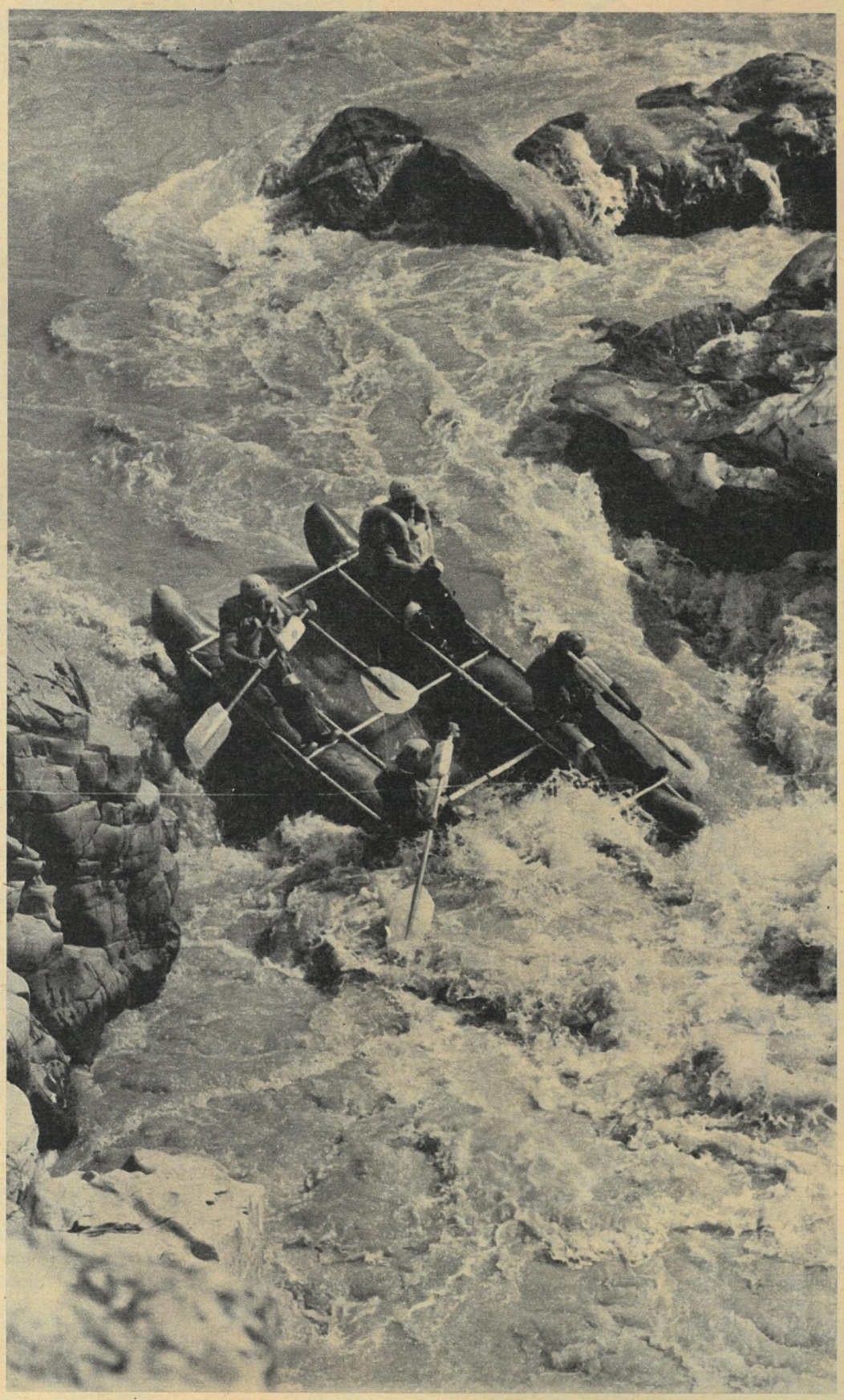
Tourismus
Neues Reiseziel: Schachrisabs **Seite 46**

Interview
Prof. Karl Friedrich Alexander – von der Kraft der Ideen **Seite 48**

Bildende Kunst
Der Maler Heinrich Vogeler **Seite 50**

Titelbild:
Swetlana Sawizkaja in der Schwerelosigkeit von Salut 7. Fotografiert vom Bordingenieur der Orbitalstation. Die Aufnahme stellte uns Fotochronika TASS zur Verfügung.

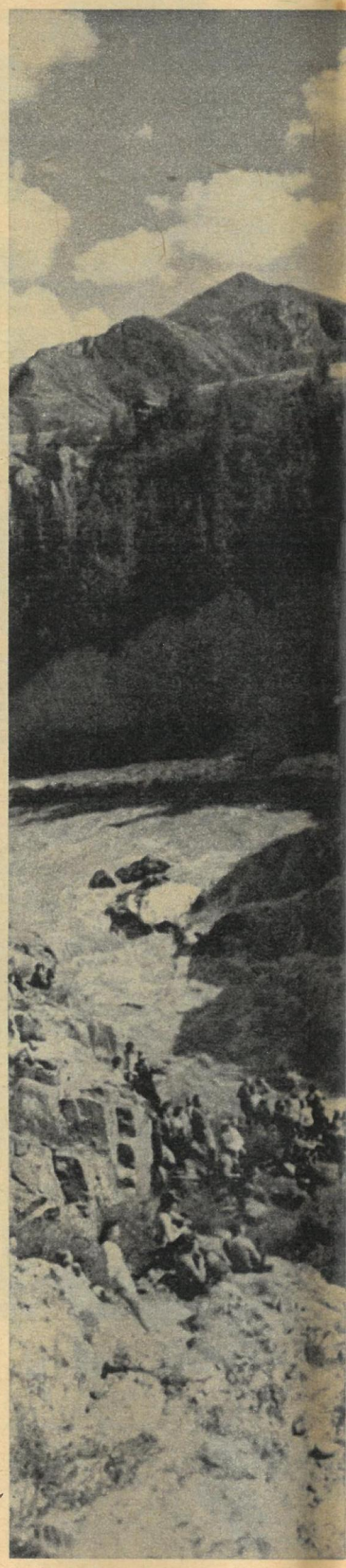
Redaktionsschluß für dieses Heft: **30.7.84**



Im Sommer, wenn die Tschuja ruft...

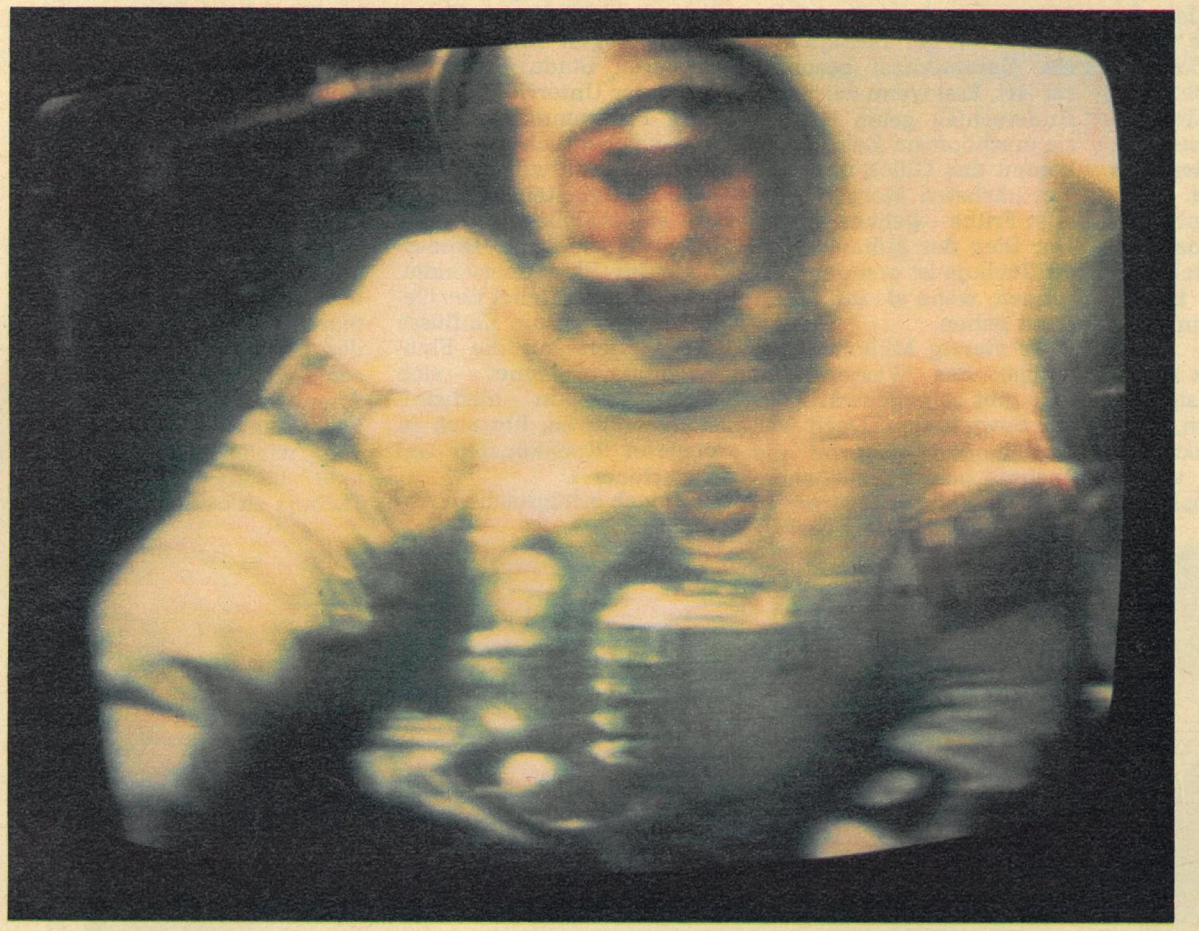
Ein TASS-Bericht von Wolodja Sadtschikow

Sommer 1984 im Bergaltai, der Hochregion des riesigen Gebirgskomplexes. Auch in diesen Augusttagen ist hier Sonne im Überfluß. Die Temperaturen haben sich auf 30 Grad eingepegelt. Talwärts stürzen die eiskalten Wasser der Tschuja. Hier in den Hochgebirgsregionen ist sie ein gletschertrüber, ungestümer Fluß, gespeist von unzähligen Rinnsälen und Gebirgsbächen. Durch steile Felsen bahnt sie sich ihren Weg, um in den tiefblauen Strom der Katun zu münden. Tausende Touristen verbringen hier im Altai ihren Urlaub. Üppige Wälder, urwüchsig und kraftvoll, sind aus den Tälern bis zu den Gletschern hinaufgewachsen,



Flußterrassen tragen dichte Grassteppen, die nach Wermut duften.
Wer hierher kommt, hat seinen Urlaubsscheck für eines der Hotels zu einem besinnlichen, ruhigen Ferienaufenthalt in der Tasche, oder er ist einer der „Aktivisten der aktiven Erholung", wie man jene Unentwegten nennt, die vor allem im Urlaub sich dem Sport verschrieben haben. Und zu ihnen gehören die Wassertouristen allemal. Alljährlich treffen sie sich am Oberlauf der Tschuja, um sich von den wilden Wassern, vorbei an steilen Felsen, durch tükkische Stromschnellen ins Tal tragen zu lassen. Ein langer, beschwerlicher Weg liegt dann bereits hinter diesen Männern, Er beginnt, wenn sie aus dem Flugzeug steigen oder den Zug in Tschibit verlassen. Es gehört zu den Tugenden der Wassertouristen, daß sie zu Fuß ihren Weg zur Tschuja suchen. Auf den Schultern das überschwere Gepäck: das zusammenlegbare Floß, der Katamaran oder das Boot, Zelt, Proviant. Über Straßen, Wege, einsame Gebirgspfade, um sich dann irgendwo eine Uferstelle zu suchen. Das große kollektive Abenteuer kann endlich beginnen...
Und dann jagen sie durch die Stromschnellen, steuern um die Felsbrocken, tauchen ein in die brodelnde Woge. Angespannt vibrieren die Muskeln. Das einzige, was sie wahrnehmen, ist das Brüllen des wilden Wassers. Und die Männer schreien mit, um sich selbst Mut zu machen. Es ist ein Kampf mit der Tschuja und ein Nervenkitzel besonderer Art. Erst wenn der letzte Ruderschlag getan ist und sie erschöpft im Zelt liegen, kommt das Glück über sie. Am nächsten Morgen – in aller Frühe – geht es weiter. Der Sieg der Männer über die Tschuja ist erst dann errungen, wenn sie im Tal an Land gehen.
Über vierzig Millionen Anhänger des Wassertourismus gibt es gegenwärtig in der Sowjetunion. Doch wer den langen Weg an die Tschuja oder zu den anderen Wassersportzentren in den Taigaregionen Sibiriens oder des Kaukasus gehen will, muß als erstes einen kurzen zurücklegen. Nämlich zum Klub der Touristen. Es gibt ihn in jeder größeren Stadt. Dann beginnt der Unterricht. Mit einem Programm, das zweimal wöchentlich vermittelt wird. Man erwirbt technische Fertigkeiten zum Steuern eines Floßes, lernt, wie man verschiedene Hindernisse im Fluß überwindet, erforscht das Relief der Gegend, studiert die Einflüsse des Wetters auf die Flußströmung, eignet sich Kenntnisse in medizinischer Hilfe an, übt sich in vielerlei Kochkünsten am Lagerfeuer...
Erst nach erfolgreichem Abschluß des wassertouristischen Grundkurses stellt der Klub eine Gruppe von Sportlern zusammen und berücksichtigt dabei auch psychologische Aspekte der Vereinbarkeit der einzelnen Mitglieder.
Auch dieser Sommer geht zu Ende. Die Männer kehren nach Hause zurück – nach Leningrad, Tscheljabinsk oder Tula. In alle Himmelsrichtungen fliegen sie von Tschibit oder Aktasch davon. Doch wer einmal die einzigartige Natur des Altai und das romantische wie auch verwegene Abenteuer zu Wasser erlebt hat, kommt im nächsten Jahr wieder, um dann erneut die tobende, tosende Tschuja zu bezwingen.

Auf eine Frage an Swetlana Sawizkaja vor ihrem kosmischen Abendspaziergang:



„Ich flieg' doch nicht als Stewardess mit"

So Testpilot und Kosmonaut Swetlana Sawizkaja auf dem Kosmodrom Baikonur eine Woche vor dem 17. Juli, dem Starttag zu ihrem zweiten Flug ins All. Was sie damit meinte, wissen wir seit der Nacht zum 26. Juli, als TASS-Fernschreiber die Nachricht in alle Welt tickten: Die erste Frau ist in den freien Weltraum ausgestiegen.

An ihrem achten Flugtag, am 25. Juli, kletterte sie gegen neunzehn Uhr Moskauer Zeit durch die Ausstiegsluke von Salut7, gefolgt von Kommandant Wladimir Dshanibekow, der sie mit der Fernsehkamera beobachtete (Bild oben). Aus der Luke, aus der vor ihr sechs andere sowjetische Kosmonauten, zwei davon sogar fünfmal hintereinander, diese Orbitalstation für Außenbord-Arbeiten verlassen hatten (Bild rechts). Für zwei Erdumkreisungen verwandelte sich Swetlana selbst in einen Sputnik und führte bisher einmalige Werkstoffexperimente durch. Nun ist sie der erste Schweißer im freien Kosmos geworden.

Ein Beitrag von Karl-Heinz Eyermann

„Ich flieg' doch nicht als Stewardess mit“

Einleben in Besatzung und Orbitalstation: Training im Salut-7-Simulator – Bordingenieur Swetlana Sawizkaja, Forschungskosmonaut Igor Wolk und Kommandant Wladimir Dshanibekow (von links nach rechts).

Swetlana Sawizkaja, jetzt Pamir-Zwei, hat sich mit dem Kommandanten Wladimir Dshanibekow, Pamir-Eins, und dem Forschungskosmonauten Igor Wolk, Pamir-Drei, vorbereitet. Sie auf ihren zweiten Weltraumflug. Dshanibekow auf seinen vierten. Wolk ist Neuling, aber ein erfahrener Testpilot. Ihr Lehrer an der Versuchsflieger-Schule. Die Ausbildung war hart und verlangte neben Kabinentraining, Fliegen und Tauchen ein Zusatzstudium im Fach „Werkstoffkunde“ und die Erprobung einiger neuartiger Geräte für Montagearbeiten im Weltall. Wissenschaftler und Ingenieure im Kiewer Paton-Institut für Schweißtechnik haben eine Elektronenstrahl-Apparatur entwickelt, mit der in der Schwerelosigkeit Metalle getrennt und verbunden oder auf die Oberfläche anderer Materialien aufgedampft werden sollen. Es wird als Universal-Handgerät bezeichnet und nach der Abkürzung Uri genannt. Mit Uri soll sie nun im freien Weltraum hantieren. Das reizte sie.

Sie lernte mit Uri Schweißen, Schneiden und Löten. Unter Wasser. In der Luft. Feine Nähte. Dazu schien ihre ruhige und geschickte Hand wie geschaffen. Im Tauchbecken, in dem eine Salut-Attrappe lag. Sie schwebte in ihrem Skaphander um diese kosmische Unterwasserstation herum, kroch hinein, schlängelte sich heraus, ankerte an den Bordwänden mit Uri. Dasselbe in der Stratosphäre. Eine viermotorige Transportmaschine, in deren riesigem Frachtraum ein Stück von Salut installiert war, setzte immer wieder zu Steilbogenmanövern an, und wenn sie den Scheitelpunkt dieser Parabel erreichte, mußte Swetlana Uri einschalten. Fünfunddreißig Sekunden Schwerelosigkeit erzielte man bei jedem dieser fliegerischen Kunststücke. Eigentlich sollte das genug an Training für den Ausstieg in den freien Weltraum sein. Aber das Flugprogramm sieht neben den Routineexperimenten zuerst Training mit Uri für die Operation „Wychod“, „Ausstieg“, vor.

„Guten Morgen, heute proben wir die Operation ‚Wychod‘ nach der medizinischen Kontrolle“, so meldet sich das Moskauer Leitzentrum nach dem automatischen Weckruf einer Sirene um acht Uhr morgens des fünften Flugtages der Besuchsmannschaft und des einhundertfünfundsechzigsten Flugtages der Stammbesatzung. Mit Uri wird nun stundenlang in der Schwerelosigkeit geprobt. Mit dem „Korb“, wie das ganze tragbare Gerät seiner eigenartigen Form wegen heißt. Swetlana Sawizkaja und Wladimir Dshanibekow zielen mit der „Pistole“, mit der „Kanone“. Eigenartige Bezeichnungen für eine friedliche Forschungsaufgabe. Die „Pistole“ ist zweiläufig, mit zwei „Elektronenstrahl-Kanonen“ ausgerüstet. Sie nennen dieses Gerät einfach so, obwohl es einer Filmkamera mit Zwillingsobjektiv ähnlicher ist. Die linke „Kanone“ zerschneidet, schweißt und lötet Metall je nach Betriebsstufe. Der rechte Strahl dampft Silber oder andere Metalle auf Werkstoffe auf. Anderthalb Kilo wiegt diese „Pistole“, die ganze Uri-Anlage mit Zusatzgeräten über dreißig Kilo.

„Die Pistole liegt gut in der Hand“, teilt Pamir-Zwei dem Leitzentrum mit und schildert, wie sie mit ihr auf die Metallplatten der einzelnen Versuchsreihen zielt. Mitten in dieser Schilderung stockt sie und spricht dann mehr zu sich selbst: „Wenn man im Kosmos nur mit solchen Pistolen, mit solchen Waffen fliegen würde, wäre alles gut.“ Im Leitzentrum hört man aufmerksam zu. Diese Worte vergißt niemand.

Der nächste Flugtag beginnt nach der Wecksirene mit dem Funkspruch: „Guten Morgen, heute proben wir alles noch einmal.“ Es ist der 23. Juli. Am Morgen darauf dasselbe. Doch diesmal ist es die Generalprobe für den Tag darauf. Wie auf der Bühne werden die Rollenbücher verlesen. Die Instruktionen. Jeder Griff, jeder Schritt. Über einhundert verschiedene. Verhalten in Havariesituationen. Hunderte kritischer Fälle. Wie reagiert man?

Jeder der sechs Kosmonauten an Bord von Salut 7 hat bei diesem Training seine Rolle zu spielen.

Majak-Eins, Kommandant Leonid Kisim, überwacht alle bei Ausstiegsmanövern notwendigen Anlagen. Majak-Drei, der Arzt Oleg Atkow, stellt über die nahe Ferndiagnose fest, in welcher Verfassung sich die Aussteiger befinden.

Pamir-Drei, Igor Wolk, fungiert jetzt als Bordingenieur in seinem Raumschiff Sojus T 12, aber für eine völlig andere Mannschaft, zusammen mit Kisim und Atkow von der Halbjahres-Equipe. Deren Bordingenieur hat schon rückstartklar seinen angestammten Platz in Sojus T 11 eingenommen. Majak-Zwei, Wladimir Solowjow hält dieses Raumschiff abkopplungsbereit für die Aussteiger. Vorsichtsmaßnahmen nach der Vorschrift „Taktik der schnellen Rückkehr“. Wenn etwas Unvorhergesehenes passiert, soll Solowjow Pamir-Eins und Pamir-Zwei retten. Die Konturensessel der beiden Raumschiffe wurden vorher ausgewechselt. Der von Sawizkaja und der von Dshanibekow in Sojus T11 installiert. Der von Kisim und der von Atkow in Sojus T12. Das war ein „Möbeltransport“ durch fünf Luken über dreißig Meter. Und in zwei Tagen das ganze Umzugsgut retour, wenn die Operation „Wychod“ erfolgreich abgeschlossen wird. Sicherheitshalber bleiben die vier nach Körpermaß geformten Sesselschalen mit der eingearbeiteten Kopfstütze vorläufig in den anderen Raumschiffen an ihren neuen Plätzen.

Es ist 18.55 Uhr Moskauer Zeit. Dshanibekow schwebt als erster hinaus. Swetlana reicht ihm den „Korb“, den er an Haltevorrichtungen befestigt. Über Nordafrika verläßt sie die Station.

Sarja ruft: „Nach den Telemetrieangaben seid ihr in guter Form.“

Jetzt ist Pamir-Zwei in diesem Dialog Erde–Kosmos an der Reihe, um etwas Passendes zu sagen, was Zuversicht gibt und im Leitzentrum keine Besorgnis aufkommen läßt: „Die Stimmung ist wirklich gut. Ich habe bloß einen fürchterlichen Hunger und Durst. Ich möchte am liebsten eine Tasse Tee trinken.“

Valeri Rjumin kontert erfreut: „Ich erfülle dir ja sonst sofort jeden Wunsch. Aber diesen nicht. Dazu ist es viel zu früh. Das Abendbrot müßt ihr euch erst verdienen. Wenn alles geklappt hat, schmeckt es noch mal so gut.“

Der Orbitalkomplex überquert das Heimatland der Kosmonauten. „Hier Pamir-Zwei, bitte um Erlaubnis, die Experimente zu beginnen. Schalte Uri ein. Spannung ist da. Dann drücke ich auf die Pistole“, meldet Swetlana Sawizkaja.

Die gebündelte Energie des Elektronenstrahls frißt sich in den Stahl. Swetlana meldet sachlich, ohne überschwengliche Freude: „Die erste Spur ist da. Es brennt durch. Im Metall ist das erste Loch.“ Ein großer Augenblick. Die Anlage aus dem Kiewer Paton-Institut hat eben ihre kosmische Bewährungsprobe bestanden.

Sarja möchte die Arbeit genauer beobachten: „Pamir-Eins, bitte die Fernsehkamera tiefer halten. Ja so. Swetlana ist richtig im Bild.“

Pamir-Zwei setzt die Versuche fort: „Schiebe die erste Probe zurück auf die Platte, ziehe die zweite heraus. Beginne mit dem Schweißen.“

Auf der „Pistole“ hat sie ein anderes Betriebsregime der linken „Kanone“ gewählt. Und wieder wird die Energie auf einen Punkt konzentriert, den sie über das Metall durch eine langsame Handbewegung wandern läßt.

„Die Naht ist etwas krumm geworden, dafür sieht sie schön aus“, teilt sie nach einer Minute mit. Das Leitzentrum erwidert sofort: „Swetlana, das macht gar nichts. Ob krumm oder gerade. Hauptsache, es funktioniert überhaupt und eine Naht ist da.“ Sie gibt sich damit nicht zufrieden: „Ich versuche es noch mal. Die nächste Naht muß gerade werden.“

Die Fernsehkamera schaut ihr direkt „auf die Finger“. Die Pistole ist deutlich zu sehen. Die Hand, die sie hält, ist ruhig. Nur ganz langsam führt sie das Instrument über den Metallstreifen. Swetlana hebt den Kopf, im Gegenlicht ist ihr Gesicht zu erkennen, ein Lächeln darauf auch: „Jetzt wird die Naht besser, ganz gleichmäßig und eben. Sogar besser als auf der Erde im Training. Vielleicht ziele ich hier besser?“

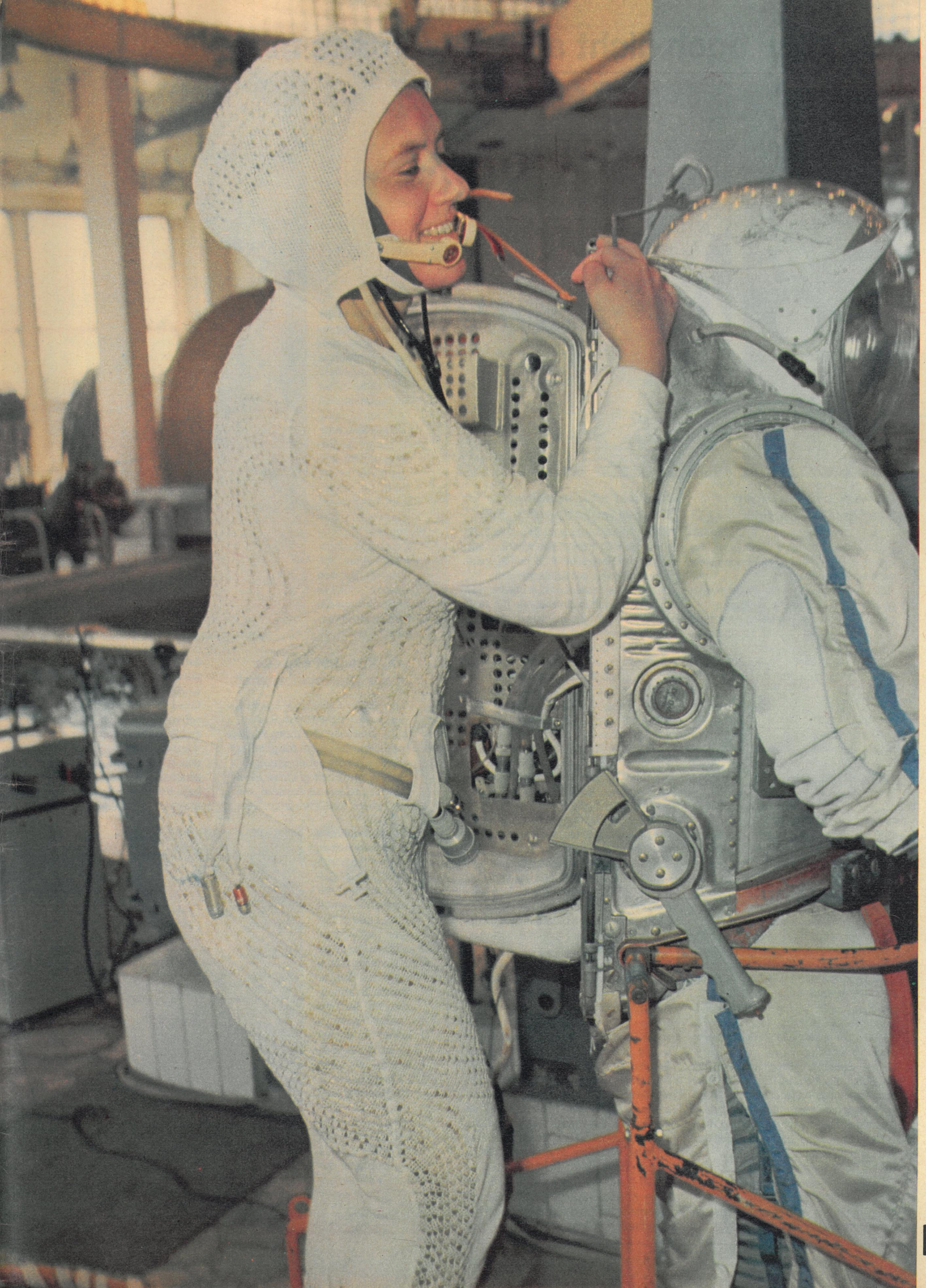
Über Nordafrika hat Swetlana Sawizkaja die Station verlassen. Während der zweiten Außenbord-Erdumkreisung schließen sie und Wladimir Dshanibekow ihre für künftige Raumfahrttechnologien so richtungweisenden Premieren-Experimente der friedlichen Nutzung des Weltalls ab. Sie zieht die ersten Zentimeter der Schweißnähte, die einmal Segmente zu Schwerelosigkeitsbauwerken von Hunderten und Tausenden Tonnen verbinden. Die ersten Zentimeter der Schweißnähte kühner Konstruktionen: Kraftwerk im Orbit; Sonnenreflektoren auf Umlaufbahnen, die als ewig sprudelnde Leuchtquelle im hohen Norden die Nacht zum Tag machen und die Straßenlaternen der Großstädte verdrängen…

Über dem Äquator, hinter Südamerika kehrt Swetlana in die Orbitalstation zurück. Nach drei Stunden und fünfunddreißig Minuten.

Vier Tage später verlassen die drei Pamire endgültig Salut 7, lassen die Majaks zurück, die inzwischen ein halbes Jahr im All leben.

Raumschiff mit Ärmeln, Hosenbeinen und jetzt mit einer fraulichen Stimme: Swetlana Sawizkaja und ihr Spezialskaphander. Monatelang hat sich die Bordingenieurin von Sojus T12 auf das Ereignis „Wychod“, „Ausstieg“, und das Erlebnis „offener Kosmos“ vorbereitet.

Fotos: Albert Puschkarjow/TASS, Salut-7-Kosmonauten, ZB/Nowosti, Archiv



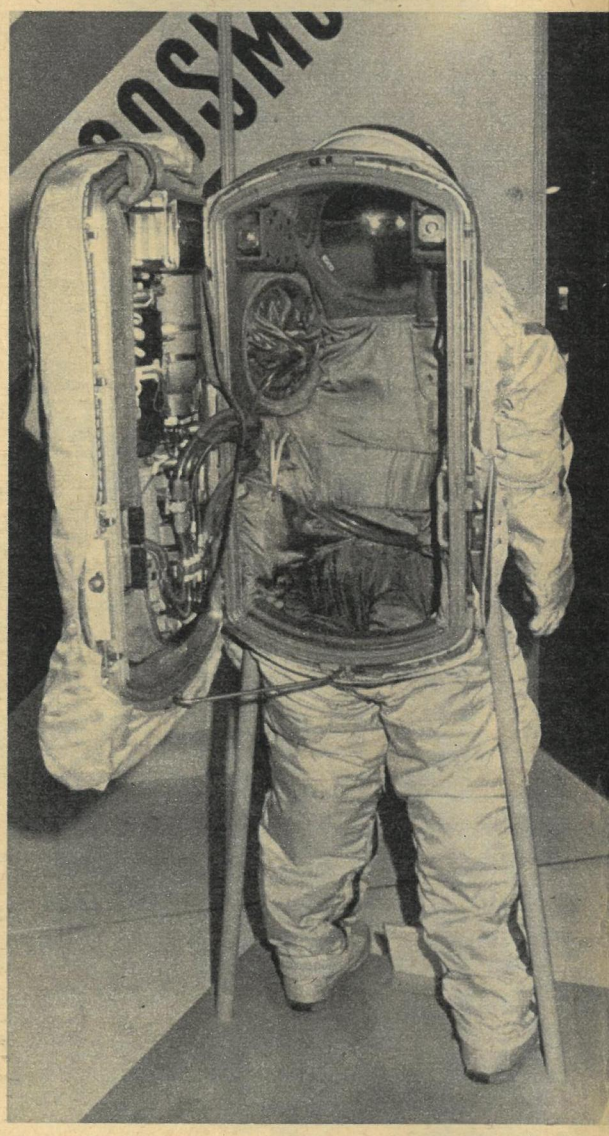
„Ich flieg' doch nicht als Stewardess mit“

Aus der sowjetischen Skaphander-Chronik

1931 – Luftfahrtingenieur E. E. Tschertowski baut den Höhenflug-Skaphander. Typ Tsch-1 – starrer Anzug, aufgeschraubter Helm mit Sehschlitzen.
1932 – Herstellung von Tschertowskis Tsch-2. Gelenkscharniere an Ärmeln.
1935 – Entwurf des Höhenschutzanzuges Tsch-3. Helm mit großer Sichtscheibe (Bild oben links).
1937 – Die Konstrukteure Bojko und Chromuschkin entwerfen den Skaphander SK-ZAGI-4.
1938 – Erprobung der verbesserten Höhenschutzanzüge Tsch-4, Tsch-5, SK-ZAGI-2 und SK-ZAGI-4.
1940 – Test der Stratosphärenmonturen Tsch-6, Tsch-7, SK-ZAGI-5 und SK-ZAGI-8 (Bild oben Mitte).
1947 – Bojko wird „Skaphander-Chef“ in der UdSSR, entwirft den Höhen-Rettungsschutzanzug WSS-01.
1950 – Fertigung des Höhenskaphanders WSS-04 (Bild oben rechts), Vorläufer der ersten Raumfluganzüge.
1955 – Entwicklung von Skaphandern für bemannte Suborbitalflüge.
1959 – Entwurf des „Wostok“-Skaphanders für die ersten Orbitalflüge.
1961 – Vor dem Start Gagarins Erprobung des „Wostok“-Skaphanders bei Orbitalflügen mit Phantomen in den Raumschiffsputniks KKS-4 (9. 3.) und KKS-5 (25. 3.).
1964 – Test des ersten Ausstiegs-Skaphanders durch die Kosmonauten-Kandidaten Leonow, Gorbatko und Chrunow.
1968 – Erprobung des Außenbord-Skaphanders für Sojus.
1971 – Entwicklungsbeginn eines Kabinen-Schutzskaphanders für das verbesserte zweisitzige Transportraumschiff „Sojus“. Skaphandertyp, getragen bei 28 Raumflug-Starts zwischen 1973 und 1981.
1975 – Erprobung des Außenbord-Skaphanders für Salut 6.
1980 – Weltraum-Bewährung des neuen flexibleren Innenbord-Skaphanders beim Flug von Sojus T 2.
1981 – Test des verbesserten, flexibleren Außenbordskaphanders für Salut 7.

Aus der sowjetischen Kosmosausstieg-Chronik

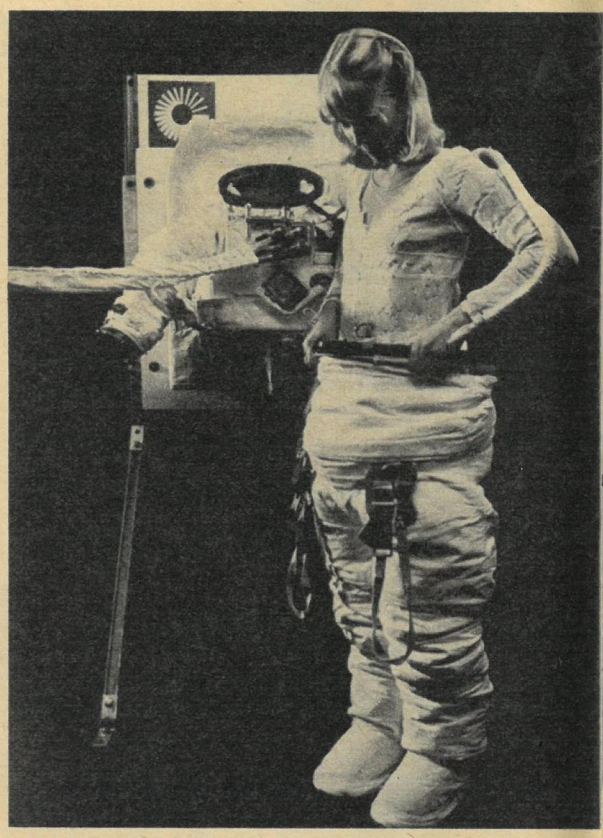
1965 – Alexej Leonow steigt am 18. 3. als erster Mensch in den freien Weltraum aus, verläßt das Raumschiff Woßchod-2. Praktischer Nachweis der Arbeitsfähigkeit.
1969 – Erster Außenbord-Umstieg von einem Raumschiff in ein anderes. Am 16. 1. wechseln die Kosmonauten Jewgeni Chrunow und Alexej Jelissejew von Sojus 5 in Sojus 4 über.
1977 – die erste Stammbesatzung von Salut 6 führt am 20. 12. eine wichtige Überprüfung des Bug-Kopplungsstutzens durch. Georgi Gretschko und Juri Romanenko befinden sich für 1 h 28 min im kosmischen Vakuum.
1978 – am 29. Juli arbeitet die zweite Stammbesatzung von Salut 6 außerhalb der Station. Alexander Iwantschenkow und Wladimir Kowaljonok 2 h 05 min außerhalb der Station.
1979 – erster unplanmäßiger Havarie-Ausstieg aus Salut 6, um die Station für den weiteren Einsatz zu retten. Am 15. 8. verlassen Valeri Rjumin und Wladimir Ljachow für 1 h 23 min Salut 6, lösen die am Heck-Kopplungsstutzen eingeklemmte Antenne des abtrennbaren Teleskops.
1982 – Valentin Lebedew und Anatoli Beresowoi halten sich 2 h 33 min außerhalb der Station Salut 7 auf.
1983 – zweite Salut-7-Stammbesatzung unternimmt zwei Ausstiege, um erstmalig in der Raumfahrtgeschichte Solarzellenflächen zu montieren.
1984 – das „Ausstiegsjahr“ der sowjetischen Raumfahrt. Wladimir Solowjow und Leonid Kisim von der dritten Salut-7-Stammbesatzung arbeiten im Verlauf eines Monats fünfmal außerhalb der Station, montieren Solarzellenflächen, Versuchsbehälter und bereiten Plattformen für die Mission von Swetlana Sawizkaja und Wladimir Dshanibekow vor. Gesamtaufenthalt im freien Weltraum: 17 h 50 min, Weltrekord im Orbit.
Am 25. 7. Ausstieg der ersten Frau in den freien Kosmos. Swetlana Sawizkaja und Wladimir Dshanibekow arbeiten 3 h 35 min außerbords von Salut 7.



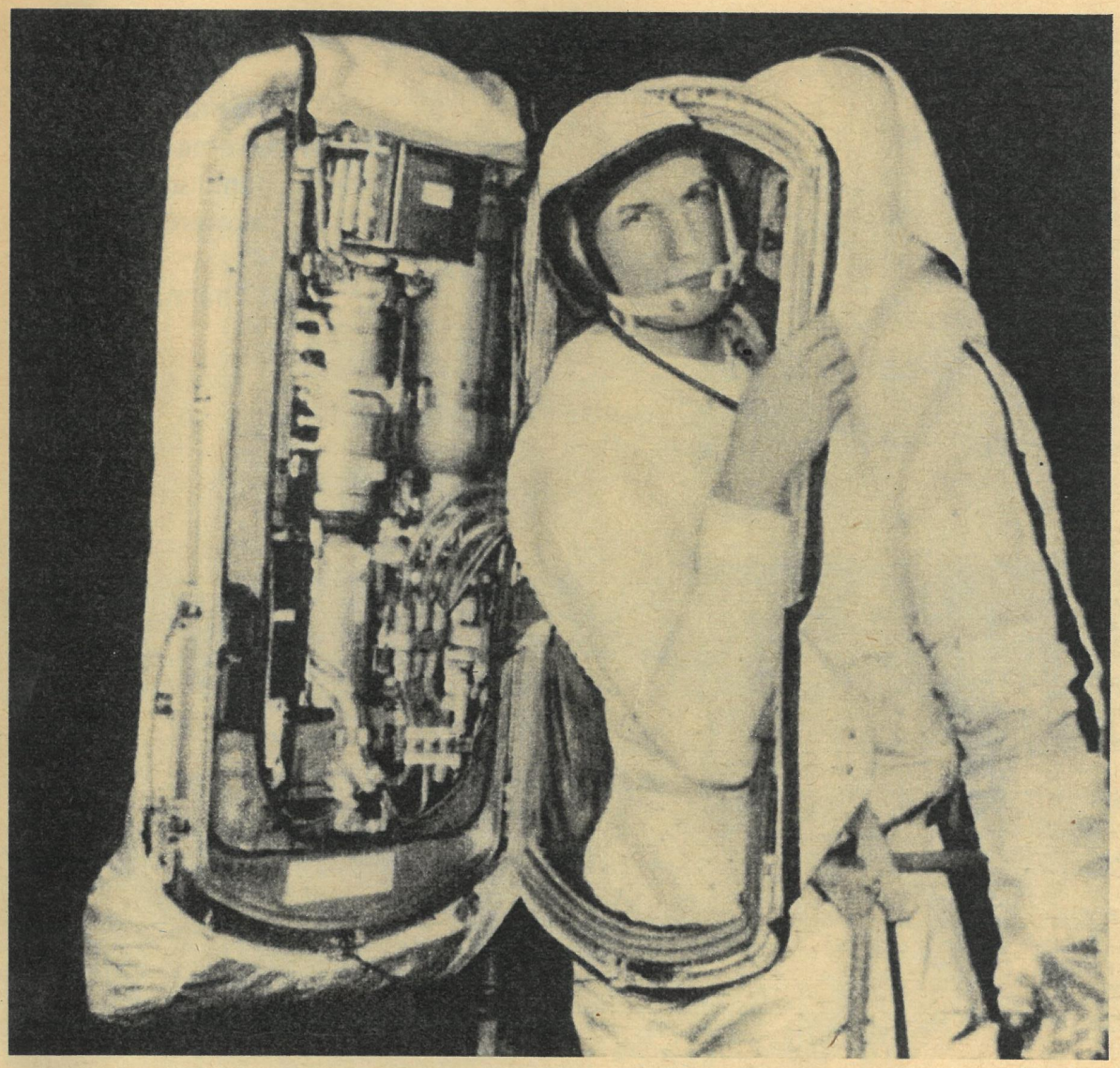
Durch die Tür in die komplette Ausgeh-Garderobe: Keine schwierige An- und Ausziehprozedur in der Schwerelosigkeit mit den sowjetischen Skaphandern. Durch die Öffnung des Versorgungstornisters wird in den kosmischen Ausgeh-Anzug geklettert. Binnen zweier Minuten ist man ausstiegsfein, mit einem Hebelgriff, der den „Rucksack“, das Lebenssicherungspaket am Rücken hermetisch verriegelt.

„Du kriechst einfach in die Thermosflasche“

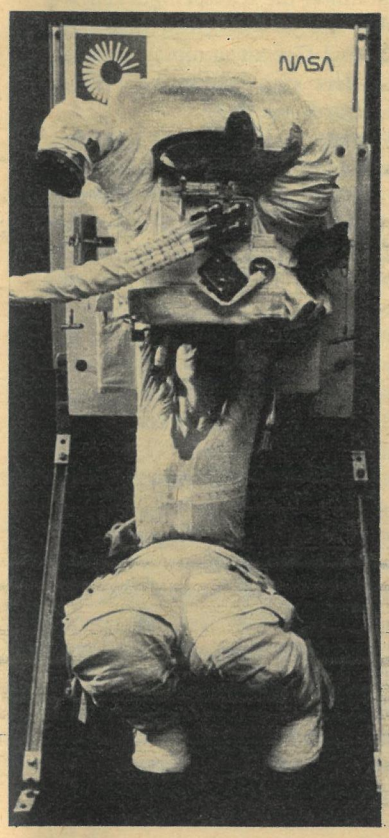
das erklären Kosmos-Aussteiger, so auch Swetlana Sawizkaja, wenn sie mit ihren Außenbord-Skaphandern fotografiert werden. Es ist schon eine geniale Konstruktion eines Mini-Raumschiffes mit Ärmeln, Hosenbeinen und Tornister. Was dabei an Lebenssicherungssystemen unter das Tuch gebracht worden ist? Über dreihundert Grad Celsius Temperaturschwankungen im All müssen auf Zimmerwärme ausgeglichen werden. Man stelle sich nur vor, was die Außenhaut des Skaphanders von Swetlana Sawizkaja bei deren Schweißarbeiten abschirmen mußte. Wenn auf

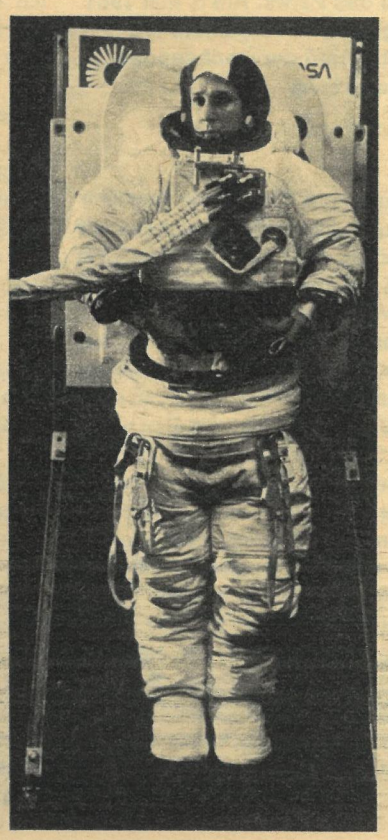


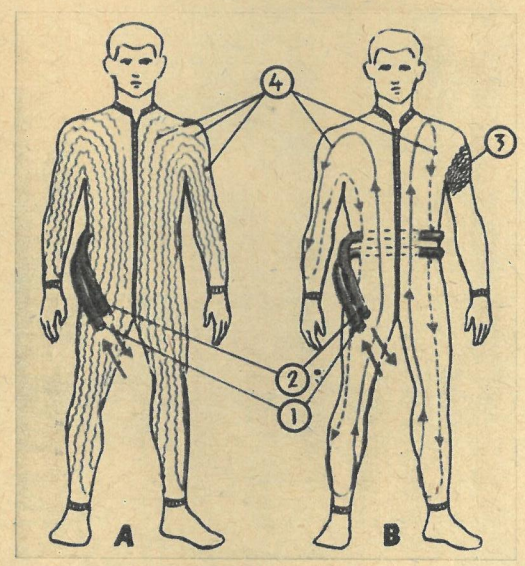
Ringverschlüsse zwischen Hosen und Oberteil: Zweiteiler, der Geschicklichkeit in der Schwerelosigkeit verlangt und durch einen Metallgürtel zusammengehalten wird, Konstruktionsprinzip des Space-Shuttle-Skaphanders, mit dem die Astronautin Kathryn D. Sullivan im Herbst 84 – so die NASA-Planung –, als erste US-Amerikanerin in den Kosmos aussteigen soll. Entwicklungskosten: über 100 Millionen Dollar. Mehr als das Doppelte der Kalkulation.

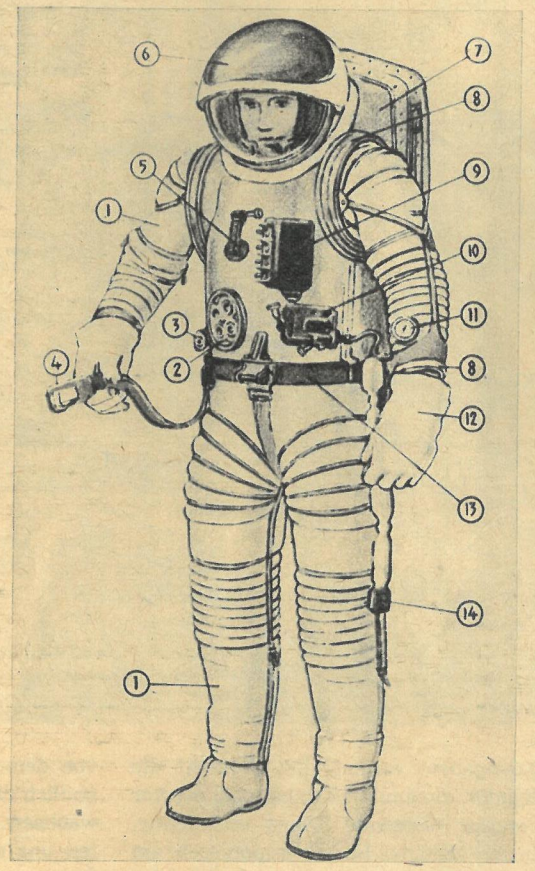


ihre linke Schulter das Sonnenlicht fiel, brannte es mit plus 136 Grad Celsius. Ihre rechte Schulter lag im Schatten bei minus 140 Grad Celsius. Während bisher Skaphander – so auch bei Space Shuttle – maßgeschneiderte Weltraum-Garderobe zur einmaligen Verwendung sind, ist die Salut-Aussteigemontur beste Konfektion von der Stange. In jeder Orbitalstation befinden sich zwei bis drei solcher Skaphander, die über Jahre einsatztauglich sind, regelmäßig an Bord überprüft und vor jedem Kosmos-Ausgang mit Sauerstoff, Wasser und Energie aufgetankt werden. Dazu sind es noch sehr paßgerechte Stücke der Maßkonfektion, die durch einen einfachen Trick auf die entsprechenden Körper-Parameter gebracht werden. Seilzüge straffen, raffen und dehnen die Hosenbein- und Ärmellänge. Damit Swetlana Sawizkaja bei ihren technologischen Experimenten nicht ins Schwitzen geriet, zirkulierten über 400 Liter Wasser durch die Röhren des „Unterkleides". Wie zuverlässig diese Weltall-Garderobe funktioniert, zeigt allein die Tatsache, daß ein und dieselben Skaphander bei bisher neun Salut-7-Außenbord-Operationen verwendet worden sind. Fast dreißig Stunden als Individual-Raumschiffe, in denen die Kosmonauten insgesamt zwanzig Mal den Erdball umkreist haben. Zweimal davon Swetlana Sawizkaja und ihr Kommandant. Und das alles ist das Wunder der Thermosflasche. So nennen die Männer – nun auch Frauen – im Sternenstädtchen diesen Skaphander. Einer der Testkosmonauten, der diesen Weltall-Ausgehanzug mit erprobt hat, faßt seinen Eindruck über die Thermosflasche folgendermaßen zusammen: „Du kannst darin am Nordpol und am Südpol überwintern und glaubst, du seiest in Moskau oder auf der Krim. Und geschmeidig ist sie auch noch. Du kannst darin Holz hacken ohne ins Schwitzen zu kommen." Und er fügt hinzu: „Die Luft, die du dabei atmest, könnte aus dem besten Kurort sein."









Unter- und „Drunterwäsche" für Raumfahrer und Raumfahrerinnen

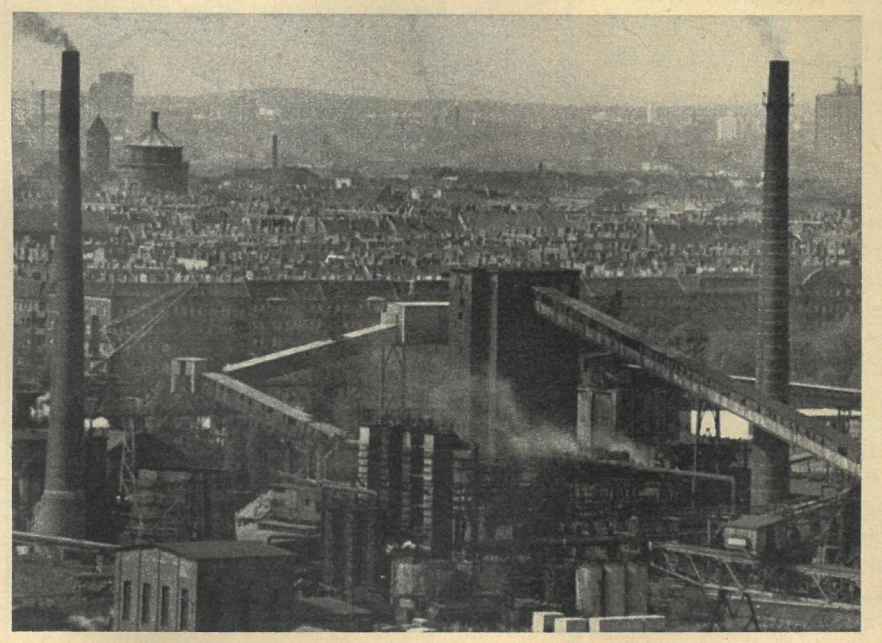
Die Ausstiegsmonturen setzen sich aus mehreren mehrschichtigen Anzügen zusammen.

Flüssigkeitsgekühlter Häkellook aus reiner Baumwolle als Unterkleid (oben; A – Außenansicht, B – Wasserzirkulation): 1, 2 – Zufuhr- und Abgangsversorgungsleitungen; 3 – Häkelmuster; Kühlleitungen.

Konstruktion des Salut-7-Ausstiegsskaphanders ohne Schutzüberzug (unten): 1 – elastische Teile; 2 – Stutzen für Luft- und Wasserzufuhr; 3 – Verschlußhebel für die Einstiegstür mit dem Versorgungstornister, 4 – Karabiner für Halteseil; 5 – Hebel für Sauerstoff-Reservezufuhr; 6 – Filtervisier; 7 – starre Baugruppen; 8 – kugelgelagerte Ärmelanschlüsse; 9 – Steuer- und Kontrollpult; 10 – Druckregulator; 11 – Druckanzeiger; 12 – Mehrschicht-Handschuhe; 13 – Tragespant; 14 – Anschlußstecker.

Viermal Krause – Gedanken einer Arbeiterfamilie, einer der ersten Mieter im Berliner Ernst-Thälmann-Park.

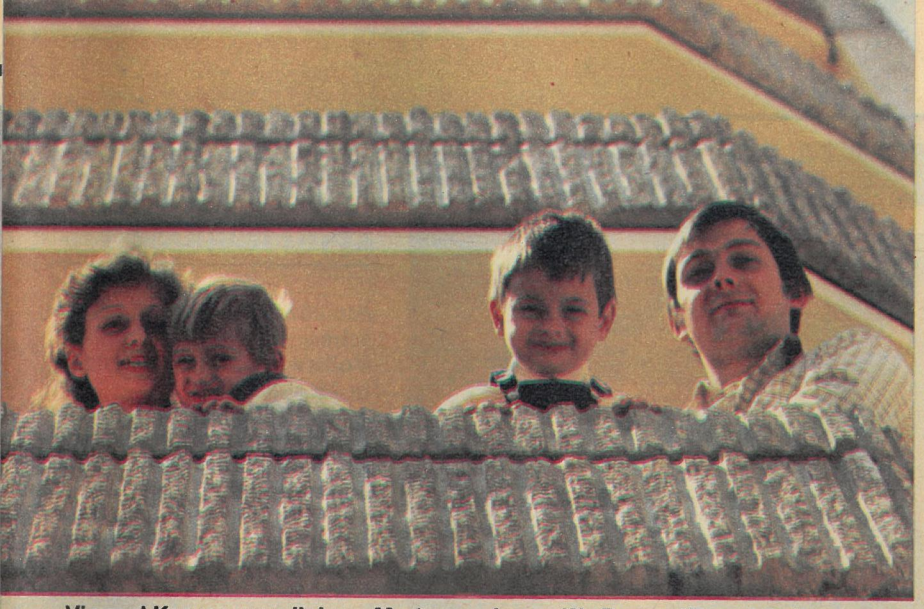
Zugegeben, vorerst sind es mehr die Kinder, die am Fenster hängen, der vor Neugier platzende Ronny und Jenny, unsere Kleine. Ronny imponieren am meisten die schweren Laster in der Baugruben-Mondlandschaft unter uns. Er will auch so ein „Bauer" werden, natürlich einer „mit 'nem roten Helm". Und Jenny fragt dauernd, ob denn die Regenpfütze dort unten der Teich ist, von dem wir ihr erzählten, und wann endlich die versprochenen Wasserrosen wachsen... Meine Frau und ich schaffen uns noch beim Feineinrichten der Wohnung, wir sind ja erst ganze drei Wochen hier. Ein schönes, neues Zuhause – die drei Zimmer, Einbauküche, Bad und Balkon, alles solide gemacht. Zusammen mit Warmwasser und Heizung 121,30 Mark die Miete – da kann-



Oben: Panoramablick auf die Großbaustelle aus dem ersten achtstökkigen Wohnhaus des Thälmann-Parks. Unten: Das Gaswerk – heutiges Areal des Parks: Am 5. Mai 1981 stillgelegt wegen Verschleiß der Grundmittel und der wachsenden Umweltbelastung.

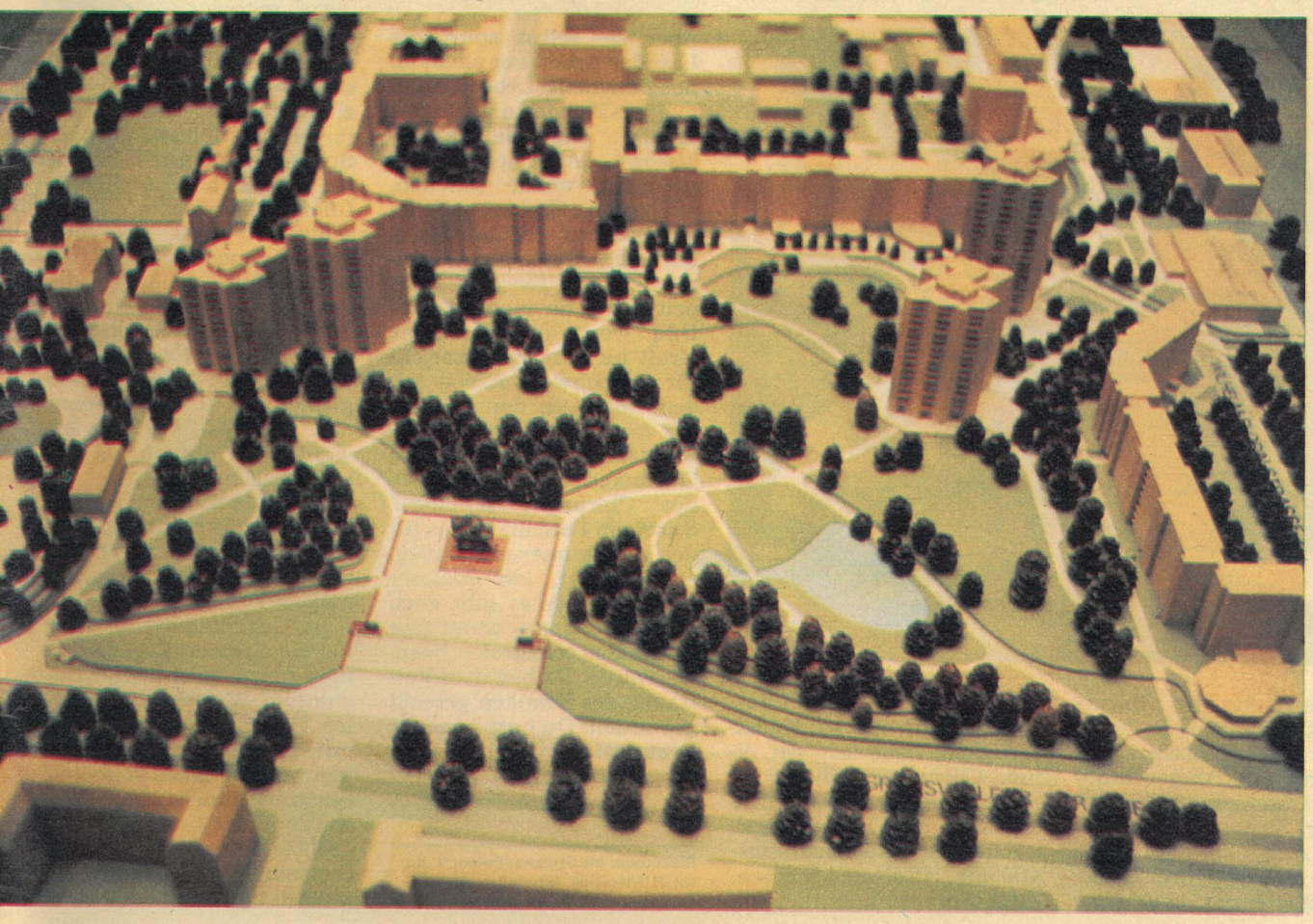
ste nicht meckern. Und gratis dazu den interessanten Fensterblick, wohnen wir doch inmitten einer Großbaustelle, dem künftigen Zentrum des Parks. So können wir verfolgen, wie sich täglich das Ganze um uns herum verändert. Unser Wohnkomplex wächst von Stunde zu Stunde rund um die Uhr, der Kran steht kaum still. Die Männer vom Bau – aus Sachsen, Thüringen, Potsdam und Berlin – haben es im Jubiläumsjahr besonders eilig, bald werden die nächsten Mieter einziehen können. Aber auch im Gelände tut sich 'ne Menge. Weitere Fundamente werden gelegt, für Wohnhäuser und Kindergarten, neue Grünanlagen entstehen. Auch der eigenwillig angelegte Kinderspielplatz Ecke Dimitroff/Greifswalder zeigt bereits seine Konturen. Und am Parkplatz hinterm Haus entdecken wir plötzlich junge Bäume – viertausend sollen im Parkgelände angepflanzt werden. Drüben an der Gedenkstätte für Ernst Thälmann, den mutigen Arbeiterführer, ist ebenfalls ständig Betrieb. Zu gerne möchte ich mal hinter die Kulissen gucken, wie die Idee des sowjetischen Bildhauers Lew Kerbel Gestalt annimmt. Momentan ist dort eine Moskauer Formenbauer-Brigade am Zuge.

Das Projekt im Modell sehen ist eins, langsam aber begreife ich, wie schön unser Park einmal in natura aussehen wird. Dufte Wohnstatt für 900 Familien mit allen dazu gehörenden Einrichtungen, von der Einkaufsstätte bis zum Bierlokal, von der Schwimmhalle bis zur Bücherei. Zugleich grüne und blühende Oase für Tausende Einwohner vom Prenzlauer Berg. Und wer das Bedürfnis hat, wird am hellichten Tag sogar in die Sterne kieken können – im vorgesehenen Zeiss-Planetarium. Das alles geschieht vor unseren Augen auf dem Gelände des ehemaligen Gaswerkes, welches den Berlinern viele Jahrzehnte treue Dienste leistete, aber auch recht penetrant die Gegend verstänkerte und Rußwolken en gros ausspie. Und das alles im dichtbesiedeltsten Gebiet. Wir kennen es gut, sind schon immer in diesem Kietz zu Hause, alteingesessene „Prenzlauer Berger", wenn man das Mitte Zwanzig schon sagen



Viermal Krause: von links – Marianne, Jenny (3), Ronny (5) und Detlev.

Wenn ich aus dem Fenster sehe



Das Modell des Thälmann-Parks: Im Vordergrund die Gedenkstätte, umrahmt von Grünanlagen, Kinderspielplätzen, Kulturhaus, einem Teich und der interessanten Anordnung der Wohnkomplexe mit vier Hochhäusern.

kann. Marianne ist übrigens Telefonistin im Fernmeldeamt, hat jeden Tag die halbe Welt an der Strippe, und ich bin mobiler Elektromonteur im Schichtrhythmus, beim Reparaturschnelldienst des Stadtbezirks. Kenne also alle Straßen und jeden Winkel, die, die uns viel Sorgen bereiten, und jene, die durch großen Einsatz der Arbeiter und Stadtväter langsam, aber sicher ihr Gesicht und ihr Innenleben verschönern. Unsere Truppe trug bisher auch ihren Teil dazu bei. Und damit wir es immer besser packen, wollen wir noch etwas zulegen, ich beispielsweise will meinen Meister machen. Persönlicher Perspektivplan, muß mich nur aufraffen.

Jedenfalls lohnt schon öfter mal ein Blick aus dem Fenster…

Detlev Krause
(im Namen der Familie)

Fotos: L. Willmann (4), Zusatzfoto: E. Klöppel.
Redaktion: W. Scheel

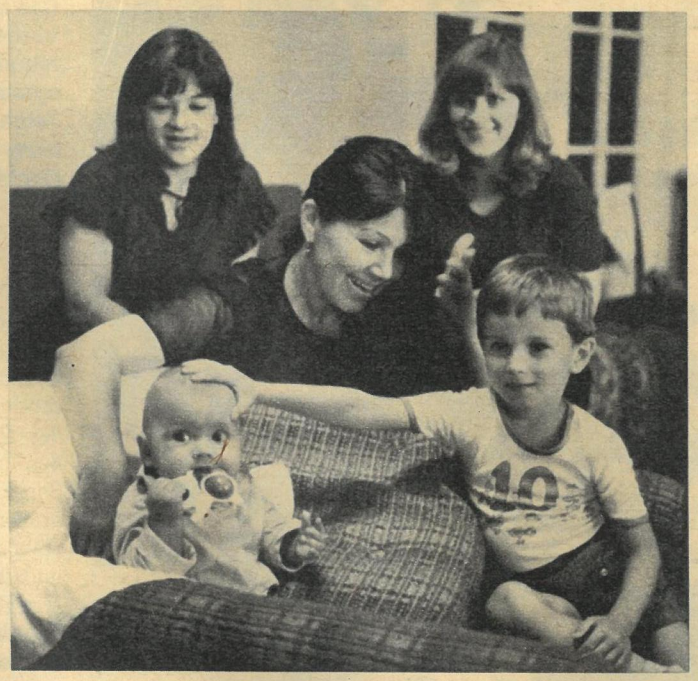
Kristallglobus für ein Credo

Filmspaziergang bei Jasnaja Poljana: Sergej Gerassimow als Lew Tolstoi (2. v. r.) und Tamara Makarowa als seine Ehefrau (3. v. l.). Die beiden Hauptpersonen in Gerassimows neuem Film „Lew Tolstoi", der in Zusammenarbeit mit dem slowakischen Studio „Koliba" entstand, gehörten zu den prominentesten Gästen der XXIV. Internationalen Filmfestspiele in Karlovy Vary. Der vitale, achtundsiebzigjährige Altmeister der sowjetischen Regisseure, neugierigen Reportern gegenüber immer etwas reserviert, winkt lächelnd ab, „bitte keine Vorschußlorbeeren". Das sagt er nicht nur als Regisseur dieses zweiteiligen Werkes, sondern auch als Drehbuchautor und Darsteller der Titelrolle. „Die Idee für diesen Film", so S. Gerassimow, „hatte ich nicht nur einmal, und im Mittelpunkt steht auch nicht das literarische Werk, sondern dieser erstaunliche Mensch Tolstoi mit seinen ungezählten Widersprüchen, seiner glühenden Energie, seiner leuchtenden geistigen Kraft. Schon während ich das Drehbuch schrieb, drang ich in seinen Lebensrhythmus ein, in die Art Tolstois zu denken und sich zu äußern. Unser Film ist das Resultat einer mehrjährigen Arbeit, und ich hoffe, daß er dazu beitragen kann, das Verständnis für Tolstois von Humanismus und Leidenschaft geprägtes Werk zu vertiefen." Auch künstlerisches Credo eines großen Schauspielers und Regisseurs, dem die Internationale Jury bei der festlichen Abschlußzeremonie dafür die begehrteste Trophäe zuerkannte: „Lew Tolstoi" erhielt den Grand Prix, den Kristallglobus. Mit den drei Hauptpreisen des Festivals wurden dann der Wettbewerbsbeitrag der DDR – „Eine sonderbare Liebe" von Lothar Warnecke mit Christine Schorn und Jörg Gudzuhn in den Hauptrollen sowie die Filme „Strikeband", Australien, und „Runners" aus Großbritannien ausgezeichnet.

Ursula Weil

Ein Leben für das Leben

Jelena Litassowa zwischen ihren Töchtern und Enkeln – ein gewöhnliches Familienfoto. Ungewöhnlich jedoch die Berufsbilanz dieser Frau. Jelena Litassowa hat in ihrer 17jährigen Praxis am Nowosibirsker Herzchirurgischen Zentrum mehr als zweitausend Herzoperationen durchgeführt, ohne die Hilfe einer Lungen-Kreislaufmaschine zu beanspruchen. Sie ist wahrscheinlich die einzige Frau auf der Welt, die bei solchen Operationen die Methode der Unterkühlung des Patienten anwendet. Jahrelange Versuche und Forschungen – durchgeführt und geleitet von ihrem Mann, dem Direktor des Zentrums für Herzchirurgie, Akademiemitglied Professor Jewgeni Meschalkin – hatten ergeben, daß bei einer Körpertemperatur von 28 Grad Celsius der Arzt 45 Minuten Zeit hat zu einer solchen Operation.



Die Belastung des Chirurgen ist deshalb sehr hoch. Kraft und Konzentration, gepaart mit ungewöhnlichem Geschick und unbedingter Sicherheit, werden vom Arzt verlangt. Ihr Mann, der gleichzeitig ihr Vorgesetzter ist, sagt über die Arbeit von Jelena Litassowa: „Eine solche Kunstfertigkeit habe ich bei einem Chirurgen bisher noch nicht wieder gesehen." Ihre Schüler und Nachfolger nennen sie hochachtungsvoll die „Eiserne", meinen, diese Frau sei unermüdlich. Aber sie selbst spürt die Last der Arbeit vor allem im persönlichen Leben. „Ich mag das Theater, mag schöne Musik", sagt Jelena Litassowa. „Aber ich schaffe es nicht, meine schönen, modernen Sachen einmal auszuführen. Früher ging das noch. Heute lebe ich eigentlich nur für meine Arbeit und – für meine Enkel. Und wenn einmal meine Kraft nicht mehr ausreicht für die schwere Arbeit mit dem Skalpell, dann werde ich mich der Literatur zuwenden, in einem Buch die Gedanken und Gefühle eines Chirurgen schildern. Stirbt ein Patient, ist das für den Arzt immer ein Schlag, ein Unglück, ein endloser Zweifel. Aber es gibt auch große Freuden – wenn eine Operation erfolgreich beendet wurde. Du bist dem Vertrauen des Kranken gerecht geworden. Du hast ihm sein Leben wiedergegeben. Dies vergißt man nie."

Viktor Tschernow/APN

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: V. Kusin, R. Marschik, Interpress, APN/Tschernow, ZB/TASS.

Magnet für zehn Millionen

Auskünfte von Wadim Sajuschew, neuer Direktor der Volkswirtschaftsausstellung in Moskau

– Ein Riesenpark inmitten der Metropole, 79 Hallen und Pavillons, 120 000 bis 140 000 Exponate, rund zehn Millionen Besucher in jedem Jahr. Nun hört man von neuen Ideen und Plänen?

– Ja, der neue Generalplan wird schon in allernächster Zeit fertiggestellt sein. Er legt unter anderem fest, künftig alle Zweige, auch das Bauwesen, auf unserem Territorium zu vereinen. Zugleich soll die Ausstellungsfläche in den Pavillons, in denen sich die führenden Zweige der Volkswirtschaft präsentieren, größer werden.

– Wie aber wollen Sie mit der sich ständig vergrößernden Informationslawine fertig werden?

– Eine operative und umfassende Information über alles, was in Wissenschaft und Technik herausragt, ist unerläßlich. Eine erstrangige Aufgabe für unsere Mitarbeiter, sich ständig auf dem laufenden zu halten. Ein riesiges Rechenzentrum, eine „Gedächtnisbank" mit allen die Fachleute interessierenden Informationen über die Sowjetunion und die RGW-Länder wird uns dabei eine gute Hilfe sein.

– Wie soll das praktisch vor sich gehen?

– Das Zentrum wird mit jedem Pavillon verbunden sein. Dort stehen Displayschirme, von denen die Spezialisten die Antwort auf ihre Frage ablesen können. Später wird unser Zentrum via Satellit an das Unions-Informationssystem angeschlossen. Weil ich eben vom Kosmos spreche. Uns beschäftigt lebhaft die Frage, wie wir die sich ständig erweiternde Exposition über unsere Kosmonautik unterbringen können. Eine gründliche Rekonstruktion des Kosmos-Pavillons erweist sich deshalb als unumgänglich.

– Besorgte Stimmen werden laut: Wird die herrliche Grünzone womöglich durch die neuen Vorhaben Schaden nehmen?

– Im Gegenteil. Neue Wege für die Spaziergänger kommen hinzu, noch mehr Teiche und Wasserbecken sollen Baden und Bootfahren ermöglichen. Im Winter legen wir eigens Skiwege und Spritzeisbahnen an. Wir werden alles tun, damit die größte Ausstellung der Sowjetunion weiter an Popularität gewinnt.

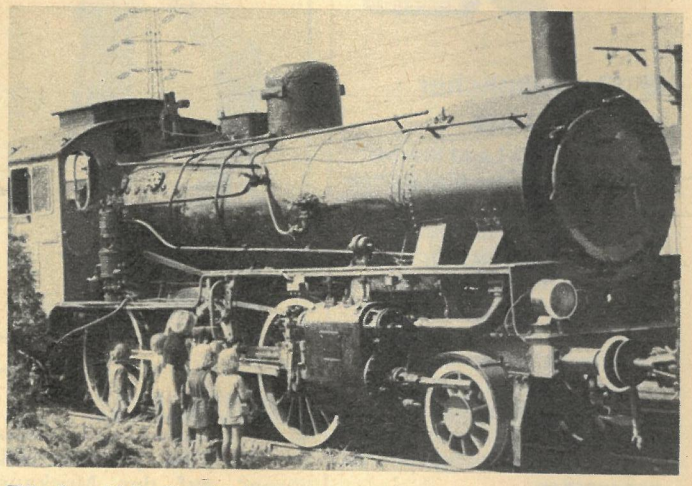
Das Glashaus von Budapest

1974 wurde in Ungarn die Gesellschaft für Warenbeschaffung und Vertrieb – das „Skala"-Unternehmen – gegründet. Zwei Jahre später bereits konnte das erste eigene Warenhaus eröffnet werden, das einen Jahresumsatz von einer Milliarde Forint machte. Danach entstanden im ganzen Land achtundfünfzig „Skala"-Häuser. Auch in Budapest wuchs in der Zwischenzeit ein weiteres. Nun wurde nach siebenjähriger Bauzeit als sechzigstes und zugleich imposantestes Warenhaus der von György Kóvári entworfene Glaspalast, das „Metro-Skala"-Warenhaus, in der ungarischen Hauptstadt seiner Bestimmung übergeben. György Kóvári, zugleich auch Schöpfer des Budapester Südbahnhofs, ließ seinen Bau, in dem zehntausend Quadratmeter Glas verarbeitet sind, gegenüber dem alten Westbahnhofsgebäude errichten, das wegen der Dachkonstruktion des Franzosen Alexandre Gustave Eiffel unter Denkmalschutz steht und restauriert wurde. Unter der Erde – zwischen Bahnhof und Warenhaus – entstanden eine neue Metro-Station und ein Fußgängertunnel mit Verkaufstrakt. Wie der stellvertretende Direktor des „Metro-Skala"-Warenhauses, Genosse Nyúl, berichtete, suchten am Eröffnungstag so viele Kauf- und Schaulustige die neue Verkaufseinrichtung auf, daß Absperrungen notwendig wurden. Der Warenumsatz erreichte eine Rekordsumme von 15 Millionen Forint. Daß trotzdem alles glatt lief, ist den tausend Mitarbeitern des Hauses zu danken; siebenhundertfünfzig von ihnen sind im Verkauf tätig. Enge Kontakte pflegt das neue Budapester Skala-Unternehmen mit dem Leipziger Centrum-Warenhaus, mit dem es bereits einen vertraglich gebundenen Warenaustausch im Werte von jährlich einer halben Million Rubel zum Nutzen des Kunden abwickelt.

Rolf Marschik

Ein Bahnhof in Pension

Das Gebäude mit dem Schild über dem Eingang „Warschau-Hauptbahnhof" ist weder groß noch schön. „Trotzdem bleibt dieser Bahnhof", so der ehemalige Eisenbahner Jan Kaminski, „doch ein Stück Warschau". Seit 1975 scherzhaft als Bahnhof in Pension bezeichnet, ist er ein Andenken an die Jahre des Wiederaufbaus der polnischen Hauptstadt. Als im Januar 1945 polnische und sowjetische Soldaten Warschau befreiten, lagen alle Bahnhöfe in Trümmern. Nur auf der Station „Warszawa-Towarowa" waren noch zwei Lagerschuppen erhalten geblieben. Sie wurden zu Warschaus Hauptbahnhof. 1975 wurde dann der moderne, unter der Erde errichtete und mit Marmor ausgekleidete Zentralbahnhof seiner Bestimmung übergeben, doch man konnte sich nicht entschließen, das inzwischen ausgebaute Provisorium abzutragen. Zu groß war die Sympathie der Warschauer, insbesondere der Eisenbahner, für dieses Stückchen Geschichte. Ein großer Teil der Räume wurde zum Sitz des Museums für Eisenbahnwesen. Seine Exponate werden vor allem auf der 737 Meter langen Gleisanlage gezeigt. 41 Dampflokomotiven stehen hier, darunter solche Raritäten wie ein Exemplar von 1876 oder die 1903 gebaute deutsche Lok (Foto). Das Museum präsentiert seine Stücke auch in verschiedenen thematischen Ausstellungen. So wird zum Beispiel des 40. Geburtstages Volkspolens gedacht, „Schienenkampf" berichtet über den Widerstand polnischer Eisenbahner während der Zeit der faschistischen Okkupation. Die Bestände umfassen aber auch Eisenbahnmodelle, Kunstwerke, wie spezielle Gemälde und Skulpturen, silberne Uhren, die für langjährige Dienstzeit verliehen wurden. 1500 Dokumente, Diplome und Ausweise befinden sich im Archiv, 3000



Bände zählt die Bibliothek. Abgeschlossen ist die Einrichtung des Museums noch längst nicht. Von Jahr zu Jahr wird die Ausstellungsfläche erweitert, werden neue Gleise für Lok-Veteranen bereitgestellt.

Wiesław Danielag, Interpres

Zwei Neulinge mauserten sich

Halbzeit(pause) in der sowjetischen Fußballmeisterschaft. An der Spitze liegen punktgleich (23:11) und nur durch ein Minustor getrennt Vizemeister Spartak Moskau und Titelverteidiger Dnepr Dnepropetrowsk. Die Elf des Weltklasse-Torhüters Rinat Dassajew war vom Start weg zehn Spiele hintereinander ohne Niederlage geblieben, hatte dann aber hart mit sich selbst und der Konkurrenz zu kämpfen. Gegen den Neuling SKA Rostow und dessen „Torschützen vom Dienst" Andrejew wurde auf eigenem Platz mit 1:6 verloren! Umgekehrt war es

bei Dnepr: Der Meister begann schwach, steigerte sich aber. Und im Nacken der beiden Spitzenreiter sitzen, mit nur zwei Punkten Rückstand, der überraschend gute Aufsteiger aus Rostow sowie Zenit Leningrad, das mit dem 24jährigen Juri Sheludkow den momentanen Torschützenkönig (11) und mit seinem Kapitän Birjukow (unser Bild) auch einen der landesbesten Torhüter stellt. Wie hervorragend sich die Neulinge Rostow und Kairat Alma-Ata im Titelkampf bewähren, unterstreicht die Tatsache, daß Nationalmannschaftstrainer Eduard Malofejew mit Skljarow, Nikitin, Worobjow (alle SKA) und Baschkirow (Kairat) vier Spieler erstmals in den erweiterten Auswahlkader berief. Schwer zu knabbern haben in der 47. UdSSR-Fußballmeisterschaft die Moskauer Traditions-Elf Dynamo sowie Pachtakor Taschkent. Beide kämpfen gegen den drohenden Abstieg. Dynamo blieb in den letzten elf Spielen ohne Sieg und liegt mit nur zehn Pluspunkten auf dem letzten Tabellenplatz. Es ist schon ein Unikum, daß die Männer um den sonst so treffsicheren Gassajew (der wie alle anderen kaum noch Tore schießt) als Pokalsieger im Europacup stehen... Übrigens: Gleich mit Beginn der Rückrunde gab's schon wieder „ein Ding": Kairat schlug Meister Dnepr auf dessen Platz mit 3:2!

Christian Müller

● Am Rande

Das nicht endenwollende Zetern einer Elster lockte Jelena Kamyschnikowa aus Charkow eines Morgens aus ihrem Haus. Als sie unter den Baum trat, auf dem der Vogel saß, fiel ihr plötzlich ein Gegenstand vor die Füße. Es war ein silberner Teelöffel. Die Frau nahm das Geschenk der Elster an, da es aussichtslos gewesen wäre, den Besitzer ermitteln zu wollen.

● Gewöhnlicher Kapitalismus

Allein im BRD-Land Hessen sind 80000 Jugendliche ohne Arbeit. Dagegen protestierten sie auf einem Viertagemarsch durch die Städte. In Gießen forderten zum Beispiel junge Postgewerkschafter die Übernahme von Lehrlingen und Sicherung von Arbeitsplätzen. 2000 ausgebildete Fernmeldehandwerker, 37 davon allein in dieser Stadt, sollen entlassen werden.

● Splitter

Über 110 einheimische Kräuter werden in Bulgariens Kosmetikindustrie bereits verarbeitet.

Eine mittelasiatische Wacholderart, die schon zur Zeit der Dinosaurier auf dem Gebiet des heutigen Turkmenien wuchs, ist künstlich gezogen worden.

Über 47000 Kilometer beträgt in der ČSSR das Netz markierter Wanderwege.

Zwischen Jugoslawien und dem RGW wurden mehr als 260 Abkommen über wirtschaftliche Zusammenarbeit abgeschlossen.

Gegenwärtig haben mehr als 30000 mongolische Neuerer die Patenschaft über den Facharbeiternachwuchs übernommen.

In Jatibonico, Zentralkuba, wurde mit der Papierproduktion auf der Basis gebleichten Zuckerrohrmarks erfolgversprechend begonnen.

Kraftzuwachs

Energiearme Lignitkohle wird in der bulgarischen Mariza-Ebene gefördert und im Kraftwerkskomplex „Mariza-Istok" verarbeitet. Neben dem Bau des vierten Werkes wird zur Zeit das Werk II rekonstruiert und erweitert (rechts). Bei gleichzeitiger Steigerung der Energieproduktion wird durch die neue Technologie der direkten Kohleverbrennung ohne vorherige Trocknung sowie durch den Einsatz spezieller Elektrofilter aus der DDR die Umweltbelastung stark reduziert.

Schulkunst

Im Pavillon „Berufsausbildung" auf der Moskauer Allunionsausstellung sind nicht nur technische und wissenschaftliche Entwicklungen von Berufsschülern zu besichtigen. Neben Robotern und Maschinenmodellen findet der Besucher auch Kunstwerke der jungen Leute. Dieser „Don Quichotte" (oben) aus Schwarzmetall kommt aus Kasli bei Tscheljabinsk.

Lastenträger

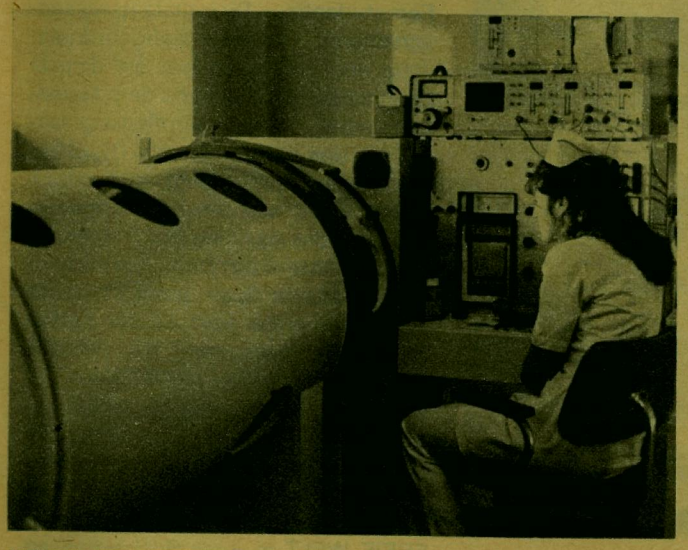
Elefanten sind neben Zebus und Büffeln Haupttransportmittel im zum großen Teil unwegsamen Hochland Mittelvietnams. Die Tiere befördern vorwiegend Edelhölzer, aber auch Kaffeebohnen, deren Hauptanbaugebiet sich hier befindet. In der Nähe der kleinen Stadt Dac Lac wurde mit Unterstützung von DDR-Spezialisten eine neue Großplantage angelegt.

Lebenshilfe

Im Kinderkrankenhaus von Managua untersucht die sowjetische Ärztin Nina Alexejtschik (im Foto rechts) zusammen mit ihren nikaraguanischen Kolleginnen einen kleinen Patienten. Seit die Revolution für kostenlose medizinische Betreuung und regelmäßige Ernährung sorgte, sank die Kindersterblichkeit in Nikaragua um 25 Prozent. Die Lebenserwartung dagegen stieg um zwei Jahre.

Rockreise

Die auch in der DDR bekannte slowakische Rockband „Elan“ war in den vergangenen Wochen wattstark quer durch die sibirische Taiga gezogen. Die fünf jungen Musiker aus Bratislava (oben) gastierten in Chabarowsk, Nachodka, Nowosibirsk und setzten ihre Tournee in Ufa, Kasan, Wolgograd und Jaroslawl fort. Ihren Erfolgstitel „Weiße Taube“ werden bald auch ihre DDR-Fans erleben, denn „Elan“ tritt im „Kessel Buntes“ auf.



Medizinerheer

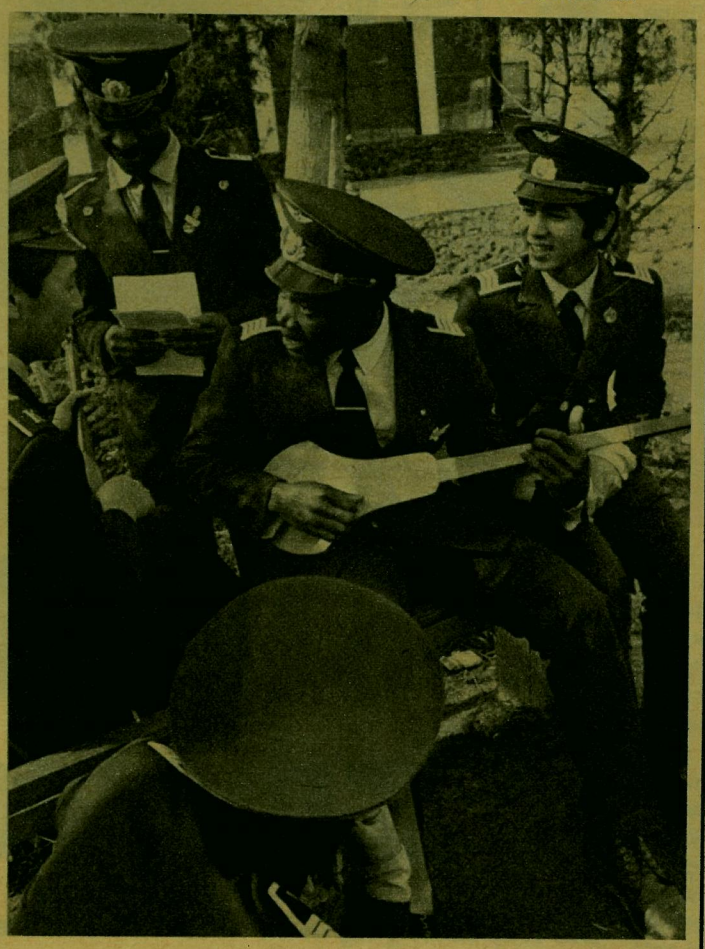
Mit modernster Medizintechnik sind die Krankenhäuser in der Volksrepublik Bulgarien ausgestattet (oben). Für die Gesundheit der acht Millionen zählenden Bevölkerung arbeiten in 4000 Ambulatorien und Polikliniken sowie in 180 Krankenhäusern mehr als 22 800 Ärzte, 5200 Zahnärzte, 4050 Pharmazeuten, 7610 Pfleger, 8100 Hebammen und 47 300 Krankenschwestern. Jedes Jahr sorgen sie u. a. mit mehreren Millionen prophylaktischen Untersuchungen für den Schutz der Gesundheit.

Hobbymusiker

Komus heißt das kirgisische Musikinstrument auf dem sich Umberto Santos aus São-Tomé versucht. Aber die Musik ist für ihn und seine Kommilitonen natürlich nur Freizeitbeschäftigung. An der Fachschule für Ausbildung von technischem Flug- und Bodenpersonal in der kirgisischen Hauptstadt Frunse studieren Jugendliche aus der Mongolei, Vietnam, Kampuchea, Angola, Kuba und von den Inseln São-Tomé und Principe. Die Sowjetunion widmet der internationalen Zusammenarbeit im Bereich der Fachkaderausbildung große Aufmerksamkeit. An ihren Hoch- und Fachschulen lernen rund 90 000 Gäste aus über 140 Ländern.

Pilzriese

Auf einem Streifzug durch die ihrem Heimatdorf Zabar nahegelegenen Berge in Nordungarn fanden der 11jährige Ivan Spagina und sein 6jähriger Freund Róbert Scherer diesen 14 Kilogramm schweren, 60 Zentimeter dicken Bovisten.



Ferienparadies

Ein Ausflug auf dem Rükken der Pferde in die herrliche Umgebung des kirgisischen Sees Issyk-Kul findet unter der ständig wachsenden Zahl sowjetischer Erholungsuchender mehr und mehr Liebhaber. Das in 1500 Meter Höhe gelegene Gebiet, das im Jahr mehr Sonnentage als der berühmte Schwarzmeerort Sotschi aufzuweisen hat, wird seit Jahren zu einer Kur- und Erholungszone ausgebaut – ausschließlich für einheimische Werktätige und ihre Kinder. Besonderer Reichtum sind die Vorräte an Heilschlamm und Mineralquellen.

● Gelesen

Bei der Ankündigung seiner Entscheidung vom 29. Januar, eine zweite Amtszeit anzustreben, teilte Präsident Reagan seinen Wählern mit, daß er noch vier weitere Jahre benötige, um „das, was er vor drei Jahren begonnen hat“, vollenden zu können. Diese Worte mußten Millionen von Arbeitslosen und Armen, die Reagans Peitsche seit dessen Amtsübernahme zu spüren bekommen haben, den Atem stocken lassen. Kein anderer Präsident hat so zielstrebig daran gearbeitet, den Werktätigen gewaltige Summen aus der Tasche zu ziehen, um sie auf die Konten der Superreichen zu überweisen.

„Daily World“, USA

● Wörtlich

„Die Stationierung von Cruise Missiles auf Japan anlaufenden US-Kriegsschiffen hat das Risiko eines Nuklearkrieges vergrößert. Unser Ministerpräsident hat die japanischen Inseln mit einem unversenkbaren Flugzeugträger verglichen. Wenn man dieses Bild weiterdenkt, dann kann dieser, wenn er auch nicht sinkt, doch keine Besatzung mehr haben ...“

Kensaburo Oe, Schriftsteller

● Kurz berichtet

Im Grandinzewsker Erdölfeld in der Ukrainischen SSR, hat sich ein vor drei Jahren gezündeter künstlicher unterirdischer Brandherd bewährt. Die freiwerdende Prozeßwärme macht das Öl flüssiger und verbessert die Fördermöglichkeiten.

Zwei weitere Brücken der Fernverkehrsstraße 9, die den Süden von Laos und die Küste Vietnams verbindet, sind für den Verkehr freigegeben worden. Spezialisten aus der ČSSR halfen tatkräftig beim Bau.

Spezialmöbel für die von Weideplatz zu Weideplatz ziehenden Aratenfamilien werden in Ulan-Bator produziert. Jährlich verlassen 1500 „Jurten-Serien“ den Betrieb.

Sportangeln erfreut sich in Bulgarien großer Popularität. Mehr als 175000 Mitglieder zählt der Jäger- und Anglerverband.

Im Küstengebiet Punta de Sabanilia unweit der kubanischen Bezirksstadt Matanzas haben die Vorbereitungen für den Bau eines neuen Hafens begonnen. Er wird der erste des Landes sein, in dem Supertanker vor Anker gehen können.

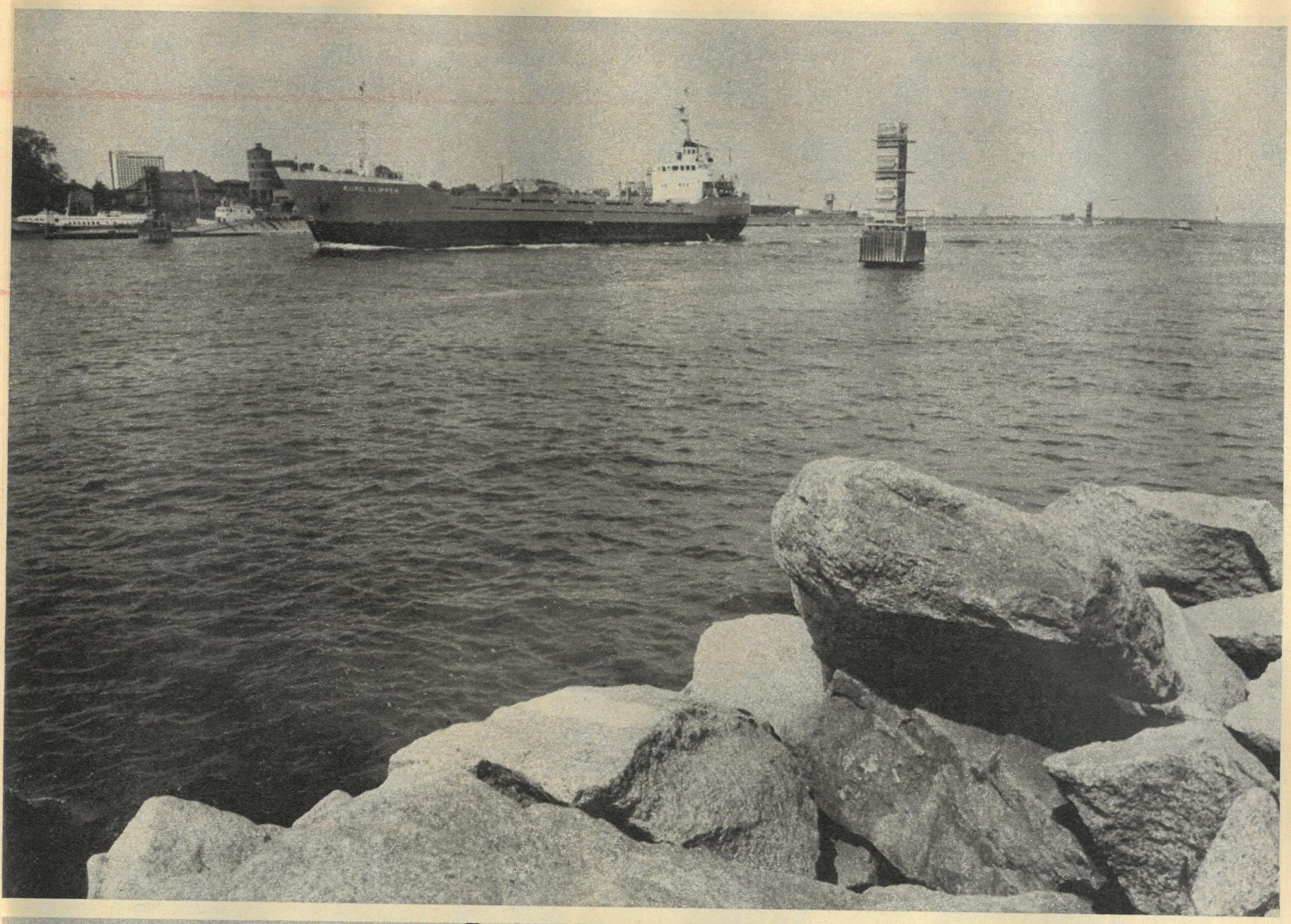
Redaktion: Hajo Obuchoff, Ina Stritzke; Fotos: Le Minh Truong, V. Billeb, TASS/W. Sosinow, TASS/G. Nadeshdin, TASS/N. Shiganow, TASS/J. Petritschuk, ZB/MTI, Sofiapress, BTA; Vignette: D. Schüler

SUCHAKTION FREIE WELT ICH WAR DABEI

STEINE für die Mole

Die Republik ging in ihr neuntes Jahr. Sie hatte die ersten „Kinderschuhe“ längst ausgetreten. Auch auf den Meeren war sie mittlerweile präsent. Die gute alte „Vorwärts“ hatte die Flagge des jungen Staates erstmals auf See getragen, die Dampfer „Rostock“ und „Wismar“ fuhren regelmäßig zu Häfen des Mittelmeeres. Unsere ersten Zehntausendtonner „Frieden“ und „Freundschaft“ steuerten zu den Küsten Amerikas und Asiens. Die alten, kleinen Häfen platzten aus allen Nähten – ein neuer wurde vonnöten: schnell, leistungsfähig, groß. Die Wahl fiel auf Rostock-Petersdorf. Große Schiffe aber brauchen tiefes Wasser! Deshalb mußte – bei Warnemünde – ein neues Fahrwasser entstehen: der Seekanal, geschützt durch eine mächtige Mole. So begann die Jugend-Aktion: Steine sammeln für die Mole. Siegfried Baum und Heinz Langpaap – zwei, die dabei waren – erkannten sich auf unserem Suchfoto wieder…

Damals war ich ein junger Reporter – und begeistert zog es mich überall hin, wo junge Leute bauten: Nach Eisenhüttenstadt und Trattendorf, Sosa und Lübbenau, Calbe und Schwarze Pumpe. Diesmal also fuhr ich nach Rostock. Und zum ersten Mal in meinem Leben sah ich Seeschiffe am Kai, die Warnow, den Breitling, das Meer bei Warnemünde. Vorher hatte ich Kubas so treffgenaue „Ohrfeige“ für alle Kleingläubigen lachend vernommen: „Daß ein jeder / plötzlich Reeder, / plötzlich Schiffsbesitzer ist – / Wer das glaubt, der muß entweder / Narr sein – oder Kommunist.“ Schon schickte die junge Republik Schiffe in See, doch so mancher vermochte sich nur schwer vorzustellen, daß dereinst eine große Flotte unser eigen sein wird – und: einer der größten Häfen rundum an den Küsten der Ostsee. Wiederum war es, wie schon öfter vorher, ein einziger Satz gewesen, der uns Zeitchronisten, jüngere wie ältere, auf die Beine brachte: „Rostock wird zum größten Seeumschlagplatz der DDR entwikkelt.“ So hatten wir es am Morgen des 20. Oktober 1957 aus den Zeitungen erfahren. Damals, als alle größeren Schiffe unserer kleinen Flotte zum Laden oder Löschen ständig Hamburg anlaufen mußten, wo unsere Flagge noch diskriminiert, der Umschlag oft bewußt verzögert wurde, hatte mir – am Rande eines gigantischen Modderlochs, das seine Umrisse als künftiges Hafenbecken kaum zu erkennen gab – einer der Bauleute die Sache auf seine Weise erklärt: „Eine Flotte ohne Hafen ist wie die eigene Kuhherde auf wilder Weide. Sie wird von anderen gemolken, andere schöpfen den Rahm ab!“ Er sprach im südlichen Dialekt – wahrscheinlich deshalb sein „ländlicher“, obschon sehr überzeugender Vergleich. Es war ein naßkalter, stürmischer Spätwintertag '58, und ich weiß noch, daß ich in meinem dünnen Trenchcoat, trotz des eingeknöpften Futters, jämmerlich fror. Um so mehr bewunderte ich die Männer, die – hier am Breitling und obenhin, beim Küstendurchstich – bereits einen rauhen Herbst, einen grimmigen Winter durchgestanden hatten. Noch genau sehe ich den Namen jenes schwimmenden Ungetüms vor meinen Augen, das jenseits vom Warnemünder Alten Strom – und umgeben von Schuten – Steine zur Sohle der neuen, über fünfhundert Meter langen Ostmole einspülte: den fauchenden Dampfspüler „Nimmersatt“.
Diese Steine kamen von Feldern – bis weit hinauf nach Brandenburg, Sachsen und sogar Thüringen, aber auch von näher her: zum Beispiel aus Niendorf, Kreis Grevesmühlen. Ute Hehl, seinerzeit – wie sie an FREIE WELT schreibt – ein „frischgebackener staatlich geprüfter Landwirt in der LPG ‚Berg und Tal‘“ erinnert sich: „Alles Neue wurde aufmerksam verfolgt. Und der Bau des neuen Rostocker Überseehafens erfüllte uns mit Stolz. Anfang des Jahres 1958 erhielten wir den Auftrag, Feldsteine für den Hafen zu sammeln. Am 23. Februar 1958, einem Sonntag, stand unser LKW mit Hänger beladen bereit. Auch alle übrigen LPG des Kreises schickten ihre Fahrzeuge, beladen mit Steinen, auf die Reise. Unser Fahrer, Jürgen Törber, und ich waren die Besatzung unseres Lastzuges. Wir trafen uns alle in Grevesmühlen, und in Kolonne fuhren wir mit unserer Fracht nach Rostock“. Ute Hehl ging späterhin den von ihr beschrittenen Weg zielbewußt weiter: Diplomlandwirtin, Hauptzootechnikerin, Ratsmitglied für Örtliche Versorgungswirtschaft beim Rat des Kreises Wismar, Fernstudentin, Diplomstaatswissenschaftlerin, Kreistagsabgeordnete. Jung und begeistert war sie damals beim Steinesammeln und dem Molenbau dabei: „Marschverpflegung hatten wir uns mitgenommen. Die Stimmung war hervorragend. In Rostock eingetroffen, wurden wir eingewiesen, und das Abladen der Steine per Hand konnte beginnen. Auch diese Arbeit hat uns Spaß gemacht. Jeder wollte der erste sein. Leider hatten wir keinen Fotoapparat mit, um dieses Ereignis im Bild festzuhalten…“
„Wir waren dabei“, sagten auch Siegfried Baum ① und Heinz Langpaap ②. Sie erkannten sich auf dem historischen Foto aus dem Jahre 1957 wieder. Eines von fünfzehn, mit denen FREIE WELT in ihrer Suchaktion an wichtige Etappen in der 35jährigen Geschichte der DDR erinnerte. „Ich bin kein Rostocker. Komme aus Jena, hab' bei Zeiss Tischler gelernt“, berichtet Siegfried Baum. „Aber die Ostsee, Schiffe und Häfen lockten. Als sich mir Gelegenheit bot, zur damaligen VP/See zu gehen, sagte ich ja. Nach meiner Dienstzeit – damals wurden unsere Volksarmee und die Volksmarine gegründet – ging ich wieder in meinen Beruf zurück. Im VEB Schiffsmontage, der später von den beiden Rostocker Werften übernommen wurde, war ich FDJ-Sekretär, wurde ich in die Partei der Arbeiterklasse aufgenommen. Als wir den Verbandsauftrag zur Steinesammelaktion erhielten, habe ich nicht erst lange werben müssen: ‚Wir wollen unseren eigenen Hafen haben, unabhängig sein‘, das genügte. Da zog jeder mit, Jungen wie Mädchen. Alle hatten schnell begriffen, worum es ging.“ Heinz Langpaap, bis heute mit Siegfried eng befreundet: „Wir FDJler fuhren allesamt raus nach Biestow, das ist ein Dorf südlich von Rostock, und sammelten Findlinge und Feldsteine. Alle waren mit ehrlicher Begeisterung dabei. Unsere Republik sollte ihren Überseehafen haben. Da gab es



Hamburger „Euroclipper" im Rostocker Fahrwasser (Im Hintergrund die Ostmole. Sie besteht aus 65 000 Tonnen gesammelter Steine).

Gesucht – und gefunden: Siegfried Baum (rechts) und Heinz Langpaap (links), zwei von vielen der Aktion „Steine für die Mole".

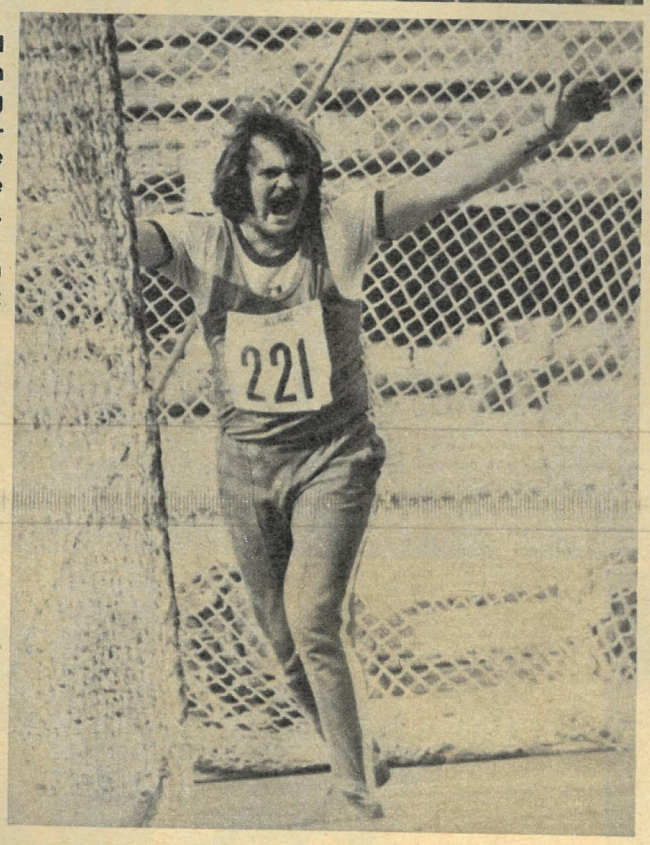
nichts von wegen ‚keine Zeit' oder ‚heut hab ich was anderes vor'."
Zwei Männer – engagiert für die gleiche Sache. Zwei Leben, zwei Wege – und doch in vielem so gleich. Söhne beider: Soldaten im Ehrendienst bei den Grenztruppen beziehungsweise der Volksmarine; zwei andere Söhne von Siegfried: Schlosser im Fleischkombinat, Zerspanungsfacharbeiter im Schiffsmotorenbau; die Tochter von Heinz: Köchin, Konditorin im Interhotel. Und beide, wie sie übereinstimmend bekunden: lange, gut und glücklich verheiratet. Die wohleingerichtete Wohnung gehört dazu. „Als ich an die Küste kam, gab es noch viele Ruinen", erinnert sich Siegfried. Er erlebt es seither mit, wie seine neue Heimatstadt – um es mit Kubas Worten zu sagen – „sich türmt und stürmt aus den Mauern". „Sooft ich Besuch aus meiner Verwandtschaft im Süden unserer Republik bekomme, zeige ich mein Rostock mit Stolz und kann jedesmal etwas Neues vorweisen." –
„Im Wohnungsbaukombinat und danach im Plattenwerk Reutershagen habe ich am umfangreichen Wohnungsbauprogramm mitgearbeitet", erzählt Heinz Langpaap, der seit fünfzehn Jahren als Tischler in der Abteilung Werbebau des VEB Dienstleistungen unter anderem Ausstellungen gestaltet, bis hin zur Messe von Poznań. Siegfried Baum wiederum, längere Zeit Jugend- und Gewerkschaftsfunktionär, erwarb im Fernstudium das Diplom eines Gesellschaftswissenschaftlers, übernahm vor zwei Jahren – als Bauleiter – die Umgestaltung der Kuphal-Schule im Stadtteil Reutershagen zu einem neuen, attraktiven Pionierhaus. Noch vorm diesjährigen Republiksgeburtstag wird es seine begeisterten jungen Besucher empfangen. „So wie ich es damals bei der Steinesammelaktion empfunden habe", sagt er, „gilt es für mich bis heute: Das schönste Erlebnis ist, wenn du etwas Gutes auf die Beine stellen, wenn du am rechten Fleck helfen kannst!" Was wäre dem hinzuzufügen?

Hellmuth Pelzer

Fotos: Lothar Willmann, Peter Meißner, Archiv

Ponomarjowa, Lissowskaja, Hohn, Paetz, Koch, Sedych, Bubka, Andonowa: Autogramme einiger (von noch viel mehr) Leichtathleten, die in diesem Jahr die Sportwelt aufhorchen lassen:

Allen Maßen zum Hohn



Jahresweltbeste und nach 7-m-Sprüngen in Serie nun der Sprung in den Ehestand: Fußballbraut Heike Drechsler-Daute (links).

Der Anzeigetafel zum Hohn: 104,80 m mit dem Speer (oben).

Der Zeit voraus: 86,34-m-Hammerwerfer Juri Sedych (rechts).

Die drei Jahresweltschnellsten im 50-km-Gehen: Ronald Weigel (3:38,31 h!), Hartwig Gauder, Dietmar Meisch (rechts außen, von rechts).

Seit kurzem wird hierzulande darüber nachgedacht, die Speerwurfanlagen so zu verändern, daß sie diagonal über den Platz führen. Denn bei Uwe Hohns 104,80 m von Berlin nahmen in der Nähe der Landestelle die Stabhochspringer Reißaus. Erstmals auch in der Leichtathletik-Geschichte übersprang eine Frau (mit 2,07 m) ihre eigene Körpergröße um 30 Zentimeter: Ljudmila Andonowa (Bulgarien). Ebenfalls noch nie dagewesen: Nach nur drei Versuchen – zuerst 5,50, dann 5,70, schließlich 5,90 m – verbesserte Sergej Bubka (UdSSR) in London zum dritten Mal den Stabhochsprung-Weltrekord. In Cork überboten die beiden Könige des Hammerwerfens, Bubkas Landsleute Juri Sedych und Sergej Litwinow, gleich siebenmal den bisherigen Weltrekord. Und diese Marlies Göhr! Immer unter elf Sekunden – bei Regen und Sonne, Kühle und Wärme, Rücken- und Gegenwind …

Allen Maßen zum Hohn

Innerhalb von nicht einmal zehn Minuten stand an einem Juliabend gleich zweimal die Leichtathletik kopf. Im ausverkauften Berliner Jahn-Sportpark saß niemand mehr auf seinem Platz. Alle waren aufgestanden, viele auf ihre Bank geklettert. Ohrenbetäubender Jubel, die Schwärmer glaubten sogar, soeben etwas gesehen zu haben, was nie wiederkommt.

Davon angesteckt, orakelte der Stadionsprecher nach Uwe Hohns 104,80-m-Speerwurf, der sei womöglich so etwas wie im Weitsprung der scheinbar ewige 8,90-m-Satz von Bob Beamon vor sechzehn Jahren in Mexiko-Stadt. „Sehen Sie das selbst auch so?" wurde später der „Wundertäter" gefragt. „Ach, wissen Sie, wenn ich technisch noch besser und überhaupt noch reifer werde, werfe ich noch weiter als heute." Sein Zimmergenosse auf Reisen, Weltmeister Detlef Michel, traut ihm 110 Meter zu.

Der „Wurf der Würfe" gelang abends um 19,54 Uhr, bei Kühle und unangenehmem Seitenwind. Jenseits der Rasenkante machten sich die Stabhochspringer aus dem Staub – sie dachten, der endlos fliegende Speer komme auch noch zu ihnen. Es waren, mit Zeiss-Elektronik gemessen, genau 104 Meter, 80 Zentimeter und acht Millimeter. „Und anschließend wollte ich dieser Weite noch einen 90-m-Wurf hinzutun, aber nach solchem Spektakel war nur noch der Wille da, sonst nichts."

Nachdem die aus dem heimatlichen Rheinsberg angereiste Familie – Vater und Mutter, die Oma, beide Schwestern – ihren gefeierten Helden in die Arme geschlossen hatte, machte sich Uwe mit seiner Frau auf den Heimweg nach Potsdam. Niemand weiß, was in dem verschlossenen, ganz untheatralischen Riesen so alles vorging. Mit einem einzigen Satz hat er seine Mentalität unterstrichen – es sei doch „eigentlich ein ganz schöner Tag" gewesen.

Jubel-Dacapo kurz nach acht. Zwanzig Meter vom Tatort des ersten 100-m-Speerwurfes der Leichtathletik-Geschichte entfernt sprengte die 24jährige Sofioterin Ljudmila Andonowa auch ihre eigenen Vorstellungen von Leistungssteigerung. Einem Sprung über die Höhe von 2,07 Metern gab sie vier Zutaten bei. Im ersten Jahr nach der Geburt von Tochter Jana wurde sie Weltrekordlerin! Dabei übertraf sie – einmalig bisher im Hochsprung – ihre persönliche Bestleistung (ebenfalls aus diesem Jahr) gleich um acht Zentimeter. Auf dem Weg zum Sieg über die Weltmeisterin und Weltrekordlerin Tamara Bykowa und zur neuen Besthöhe leistete sie sich keinen einzigen Fehlversuch. Und am beifallsumrauschten Happy-End hatte sie ihre eigene Körpergröße um 30 Zentimeter übersprungen.

Der vielbeschriebene Charme der blonden Weltrekordlerin aus Rostow nahm auch an ihrer Niederlage und Entthronung keinerlei Schaden. Nichts von Pflichtübung, als sie der „Neuen" gratulierte. Sie, die dreimal hintereinander den Weltrekord verbessert und ihre Konkurrenz schon so gut wie abgeschüttelt hatte, freute sich über die wie aus heiterem Himmel gekommene Herausforderung, nahm Ljudmila Andonowa in die Arme und sagte verschmitzt: „Jetzt werde ich wohl oder übel 2,08 Meter springen müssen..."

Während die beiden schnellsten Frauen der Welt, Marlies Göhr und Marita Koch, ihre Spitzenplätze immer wieder untermauern, tauchte in der Gilde der Hürdenläuferinnen ein neuer Name auf: Am 23. Juni setzte Margarita Ponomarjowa mit 53,58 Sekunden über 400 m einen neuen Maßstab. „Ich glaube", sagte die Schöne aus Leningrad, „das ist ein guter Rekord – nach all den vielen Fragen, ob's in dieser relativ jungen Disziplin schon echte Güte-

Mit 73,10 m Jahresweltbeste in der leistungsstärksten Diskuswurf-Konkurrenz aller Zeiten: Gisela Beyer (rechts).

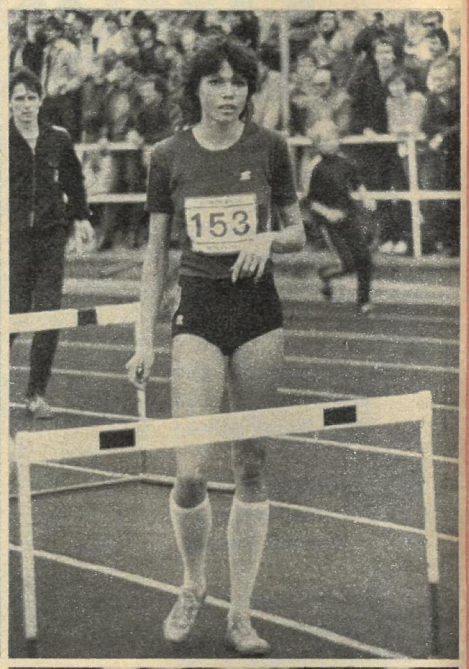
4x400-m-Weltrekord in 3:15,93 Minuten: Sabine Busch, Marita Koch, Dagmar Rübsam, Gesine Walther (unten von rechts nach links). Wer ist noch schneller?

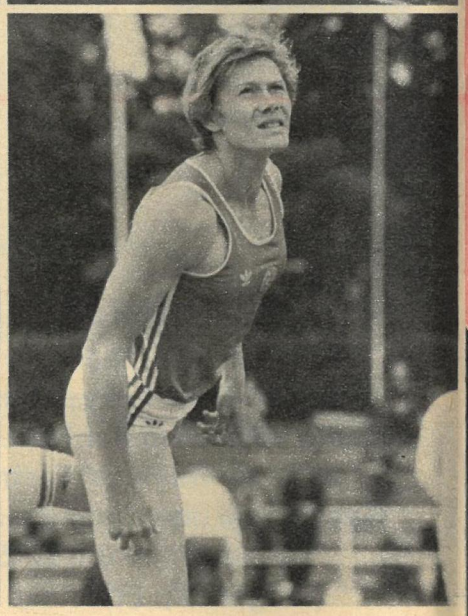
Kam, sah und siegte – mit Weltrekord: 400-m-Hürdenläuferin Margarita Ponomarjowa (unten rechts).

Weltrekordlerin und immer wieder unter elf Sekunden: Marlies Göhr (ganz unten links).

Die erste Kugelstoßerin, die die 22,50-m-Marke bezwang: Natalja Lissowskaja (ganz unten Mitte).

Siebenkampf-Weltrekordlerin vor der 7000-Punkte-Grenze: Sabine Paetz (ganz unten rechts).





Ljudmila Andonowa hat soeben 2,06 m übersprungen (oben). Ein nochmaliges Nachmessen ergab, daß es sogar ein Zentimeter mehr war. Charmant und neidlos gratulierte die bisherige Weltrekordlerin Tamara Bykowa (links). Ljudmila schenkte ihr ihren Siegerstrauß.

zeichen gäbe oder immer noch unechte. Wichtig ist, daß wir endlich die 54-Sekunden-Grenze unterboten haben, das andere wird sich finden. Die große Unbekannte bei uns ist der Wind. Er macht die besten Vorsätze zunichte, zerstört den Rhythmus, indem wir beim Absprung vor der Hürde ein ums andere Mal auf das falsche Bein gestellt werden. Bei meinem Weltrekordlauf von Kiew bewegte sich kein Lüftchen, so konnte ich den 15-Schritte-Rhythmus zwischen den Hürden bis ins Ziel durchhalten. Das gelingt einem nicht alle Tage."

Genau dies aber ist der Grund, weshalb sich die einundzwanzigjährige Margarita Ponomarjowa dem 400-m-Hürdenlauf verschrieb. „Nur ihm! Denn die Improvisation auf dieser Strecke, die Herausforderung, jedesmal nach 35 Metern von vorn beginnen zu müssen, die vielen Unwägbarkeiten, die von draußen gar nicht zu sehen sind – so etwas liebe ich. Trotz Härte und eisernem Willen ist auch das Gefühl gefragt." So ähnlich sieht das auch Margaritas Weltrekord-Vorgängerin Anna Ambrasiene. Sie sagt es lyrisch: „Der Rhythmus verleiht dem Hürdenlauf die Ähnlichkeit mit einer musikalischen Phrase, denn in dem von den Hürden begrenzten Raum kann nur eine gewisse Schrittzahl Platz finden." Auch, schwärmt Anna Abrasiene, „braucht der Hürdenlauf seine Szenerie: den grünen Rasen des Spielfeldes, den blauen Himmel und die weit emporragenden Tribünen, die den Laufkreis zusammenzudrängen und ihn kürzer zu machen scheinen..."

Lyrisch zugegangen ist es auch schon bei der Personenbeschreibung Juri Sedychs, des Goliaths der Hammerwerfer. Es gibt unter den sachkundigen Chronisten einen Sedych-Verehrer, der dem zweifachen Olympiasieger und vielfachen Weltrekordler im Wurfring die „Leichtfüßigkeit der Plissezkaja" bescheinigt. Dieser Ausnahmeathlet, ein Herr Doktor in spe, hat kürzlich in seinem Metier wieder einmal alle Grenzen sportlicher Leistungsfähigkeit verschoben. Am lexikalisch verewigten Geburtsort des Hammerwerfens, der irischen Stadt Cork, kam er auf unglaubliche 86,34 Meter. Und um diese Weite „rechtskräftig" zu machen, legte er noch zwei Würfe von 85,98 und 85,16 sowie acht Tage später in London einen von 85,60 m dazu.

Einer der früheren Weltrekordler, Karl-Hans Riehm (BRD), hat zu (sport)später Stunde davon geträumt, sich noch einmal wenigstens in die Nähe eines Weltrekordes zu begeben. „Dieser Traum ist nun zu Ende" – hinter den 86,34 Metern las er noch, das soll bei Sedych noch längst nicht alles gewesen sein. Den „Hammerwerfer für's Bilderbuch", Sedych, werden wir noch eine ganze Weile haben – „denn ich schätze am Sport die gehobene Stimmung und den Prozeß des Schaffens..."

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Klaus Oberst (6), Wolfgang Behrendt (4), Lothar Willmann, Andrej Schpakow

Vor vierzig Jahren wurde Ernst Thälmann ermordet

Soldat der Revolution

In der Nacht vom 17. zum 18. August 1944 fährt unter strengster Geheimhaltung ein Wagen durch das Tor des KZ Buchenwald. Dem Wagen entsteigt ein Mann und setzt, nach kurzem Zögern, seine letzten Schritte. Schüsse hinterrücks strecken ihn nieder. Ernst Thälmann ist tot.

„Wir müssen Ernst Thälmann wie eine Schlacht gewinnen!"

Himmler gab den Befehl, seine Schergen führten ihn aus. Unter ihnen auch Wolfgang Otto, der bis heute unbehelligt in der westdeutschen Stadt Geldern lebt, obwohl es an erdrückendem Beweismaterial gegen den ehemaligen SS-Scharführer nicht mangelt.

Nach elf Jahren Einzelhaft für Ernst Thälmann entschieden sich die faschistischen Führer für einen Meuchelmord. Sie fürchteten ihn immer noch. Kurz nach der Verhaftung Thälmanns am 3. März 1933 hatte der Naziminister Hans Frank großspurig angekündigt: „Der Prozeß gegen Thälmann steht unmittelbar bevor. Die Welt wird vor Entsetzen den Atem anhalten." Diesen Prozeß erlebte die Weltöffentlichkeit nicht, dafür jedoch einen, der die Welt aufrüttelte. Georgi Dimitroff, des Reichstagsbrandes und der Verschwörung in Zusammenarbeit mit der KPD angeklagt, entlarvte den terroristischen faschistischen Staat und entzog den Nazirichtern jegliche Grundlage, Ernst Thälmann und die KPD öffentlich des Putschismus und Hochverrats anzuklagen. Die Naziführer fürchteten nach der Blamage mit dem Reichstagsbrandprozeß eine zweite Niederlage und wollten den Namen Thälmann in aller Stille der Vergessenheit anheimfallen lassen. Das mißlang gründlich. Von der UdSSR bis zu den USA und nach Japan erklang die Forderung nach der Freilassung Ernst Thälmanns, am nachhaltigsten jedoch in der Sowjetunion. Arbeitskollektive gaben sich seinen Namen, Kolchosen erklärten ihn zum Ehrenmitglied und leisteten für ihn die Arbeitseinheiten. Nur wenige Jahre später sollte eines der ruhmreichsten internationalen Bataillone im Kampf gegen den Faschismus in Spanien „Ernst Thälmann" heißen. Der weltweiten Forderung nach der Freilassung des geachteten Arbeiterführers gab der französische Schriftsteller Henri Barbusse das Motto: „Wir müssen Ernst Thälmann wie eine Schlacht gewinnen."

„Stalin bricht Hitler das Genick!"

In den Jahren 1943/44 zerbröckelten mehr und mehr die faschistischen Weltherrschaftsträume. Der Vormarsch der Sowjetarmee war unaufhaltsam. In den okkupierten Ländern nahm der Widerstand breite Formen an, selbst im Kernland der Nazidiktatur, in Deutschland, überwanden manche Kräfte, ernüchtert oder ermutigt durch die Siege der Sowjetunion, ihre Vorurteile gegen die Kommunisten und stellten sich in eine Front gegen den Faschismus. Ihre Aktionen wurden umfassender und kühner. Der Widerstand reichte bis in die höchsten Spitzen der Wehrmacht, wie die tapfere, doch glücklose Tat des Oberst von Stauffenberg und seiner Freunde am 20. Juli 1944 dokumentierte. In der nun folgenden Verhaftungswelle ging auch ein Plan zunichte, dessen Leitung dem Führungsmitglied der illegalen KPD, Anton Saefkow, übertragen worden war: die Befreiung Ernst Thälmanns aus dem Zuchthaus Bautzen. Dorthin war er kurz zuvor eingeliefert worden. Im Gefängnis in Hannover war den Faschisten der Führer der KPD nicht sicher genug. Nach angloamerikanischen Bombenangriffen war manchem Häftling die Flucht gelungen. Ernst Thälmann, die Symbolfigur des antifaschistischen Widerstands, in Freiheit! Das ließ die Nazihenker erschauern.

Ernst Thälmann selbst wußte, daß beim drohenden Untergang der Diktatur die faschistischen Führer auch vor dem Letzten nicht zurückschrekken würden. In seinem Brief vom Januar 1944 sprach er es aus. Dieses Ende vor Augen, widersetzte er sich der wiederholten Erpressung der Gestapo, sich öffentlich von der Partei loszusagen. Die Naziführer hofften noch immer, mit einem Verrat Thälmanns dem antifaschistischen Widerstand einen schweren Schlag zu versetzen. „Die Geschichte unseres Lebens ist hart", schrieb Thälmann aus dem Gefängnis, „deshalb

fordert sie ganze Menschen... Denn Soldat der Revolution sein heißt: Unverbrüchliche Treue zur Sache halten, eine Treue, die sich im Leben und Sterben bewährt..."

Aus den klaffenden Löchern der von der Gefängniszensur zerschnittenen Zeitungen zog der Gefangene seine Schlüsse: Je mehr der Schere zum Opfer fiel, desto deutlicher sprachen die verunstalteten Zeitungen von der Niederlage des faschistischen Deutschlands. Und an dieser hatte Thälmann nie gezweifelt. Gleich nach dem Überfall auf die Sowjetunion antwortete er einem Gefängniswärter, der siegessicher von einem Blitzkrieg berichtete und Moskau schon in wenigen Tagen erobert glaubte: „Stalin bricht Hitler das Genick!" Und weiter: „Die faschistischen Armeen werden in der Sowjetunion ihr Ende finden... Das ganze sowjetische Volk wird kämpfen, bis das Sowjetland frei ist... Euer Blitzkrieg endet in der Sowjetunion mit eurer völligen Vernichtung. Ihr wäret nicht so überheblich, wenn ihr die sowjetischen Arbeiter kennen würdet, wenn ihr wüßtet, wie ein Volk lebt, das vom Kapitalismus befreit ist."

„Das macht er doch für die anderen."

Aus diesen Worten sprachen nicht Glauben und Hoffnungen, sondern die tiefe Kenntnis von einem Land, dessen Entwicklung er von 1917 an nicht nur beobachtet, sondern mitgelebt hat. Als Mitglied des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale war er ein häufiger Gast in der Sowjetunion und wurde nicht müde, den deutschen Arbeitern immer wieder eines zu sagen: „Die entscheidende Frage für die internationale Arbeiterbewegung ist die Stellung zur proletarischen Diktatur in der Sowjetunion. Hier scheiden sich die Geister, und sie müssen sich scheiden! Die Stellung zur Sowjetunion entscheidet auch über die Frage, zu welchen Lagern man in den Fragen der deutschen Politik gehört, zum Lager der Revolution oder zum Lager der Konterrevolution."

Dieses Wissen über das erste sozialistische Land gab ihm in der Haft die Gewißheit vom Sieg der Sowjetunion und die Überlegenheit gegenüber dem Schwadronieren seiner Aufseher. Dieser moralischen Kraft zollte dann so mancher Gefängniswärter seinen Respekt. „Der ist in seiner Zelle dauernd am Studieren und läßt keine Stunde ungenutzt verstreichen. Das macht er doch nicht für sich, das macht er doch sicher für die anderen." Dies äußerte einmal ein Aufseher bei einem Besuch Thälmanns Frau, Rosa. Thälmann tat es für „die anderen". Er verfolgte, soweit es ihm als Gefangener möglich war, die Weltereignisse, insbesondere die diplomatischen und ökonomischen, später auch die militärischen Siege der Sowjetunion, und gab in Briefen und auf Kassibern seinen in der Illegalität kämpfenden Genossen Ratschläge und Mut.

Die jahrelange Einzelhaft hatte Thälmann körperlich gezeichnet, doch die geistige Spannkraft hatte er bewahrt. „Körperlich war die lange Haft nicht spurlos vorübergegangen, aber sonst war er rüstig, gesund und energiegeladen", sagte 1945 ein Oberwachmeister vom Kommando Bautzen aus, ihn beeindruckte: „Er prophezeite das Kriegsende schon im Frühjahr 1944 für April/Mai 1945 mit treffender Begründung."

Obgleich Thälmanns Überführung nach Bautzen streng geheim verlief, erfuhren es bald die ganze Stadt und die illegale KPD-Leitung. Die Partei wußte, daß mit dem sich deutlich abzeichnenden Zusammenbruch des faschistischen Deutschlands die Gefahr für Thälmann immer größer wurde. Bekannt wurden auch Pläne Himmlers, den Gefangenen, Symbolgestalt des zunehmenden Widerstands, ermorden zu lassen. Der Rachefeldzug der Gestapo und SS nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 zerschlug die letzte

Auch die Zuchthausmauern haben Thälmann (Foto: im Gefängnis Moabit) nie die Überzeugung genommen: Die Sowjetarmee wird den faschistischen Unrat wegkehren (Foto: sowjetische Soldaten im Mai 45 auf der Treppe der Reichskanzlei).

Hoffnung auf die Befreiung Thälmanns.

Als die Hitlerregierung die Nachricht verbreiten ließ, Thälmann sei bei einem Luftangriff alliierter Streitkräfte ums Leben gekommen, zeigte das ihre Angst, sich zum Mord zu bekennen. Doch die Welt erfuhr die Wahrheit. In Moskau, New York, Mexiko-Stadt, London, Stockholm und anderen Städten trafen sich Antifaschisten und Kommunisten zu Gedenkkundgebungen. Die beeindruckendste Trauerfeier fand wohl im Konzentrationslager Buchenwald selbst statt. Neunzig Genossen aus fast allen von den Nazis okkupierten Ländern versammelten sich in den Kellerräumen der Desinfektionsabteilung, die von den SS-Leuten gemieden wurden. Vor einem Bild Ernst Thälmanns, das der sowjetische Häftling, der Maler Roman Jefimenko, mit Kohle auf ein Stück Karton gezeichnet hatte, hielten sowjetische Kriegsgefangene Ehrenwache. Der deutsche Kommunist Bruno Apitz spielte auf einer Geige „Unsterbliche Opfer", Karl Schnog rezitierte. Robert Siewert beendete eine Ansprache: „Wir wollen in Thälmanns Namen geloben, unseren Kampf ohne Furcht und Zagen fortzusetzen, wie er es uns aufgetragen hat."

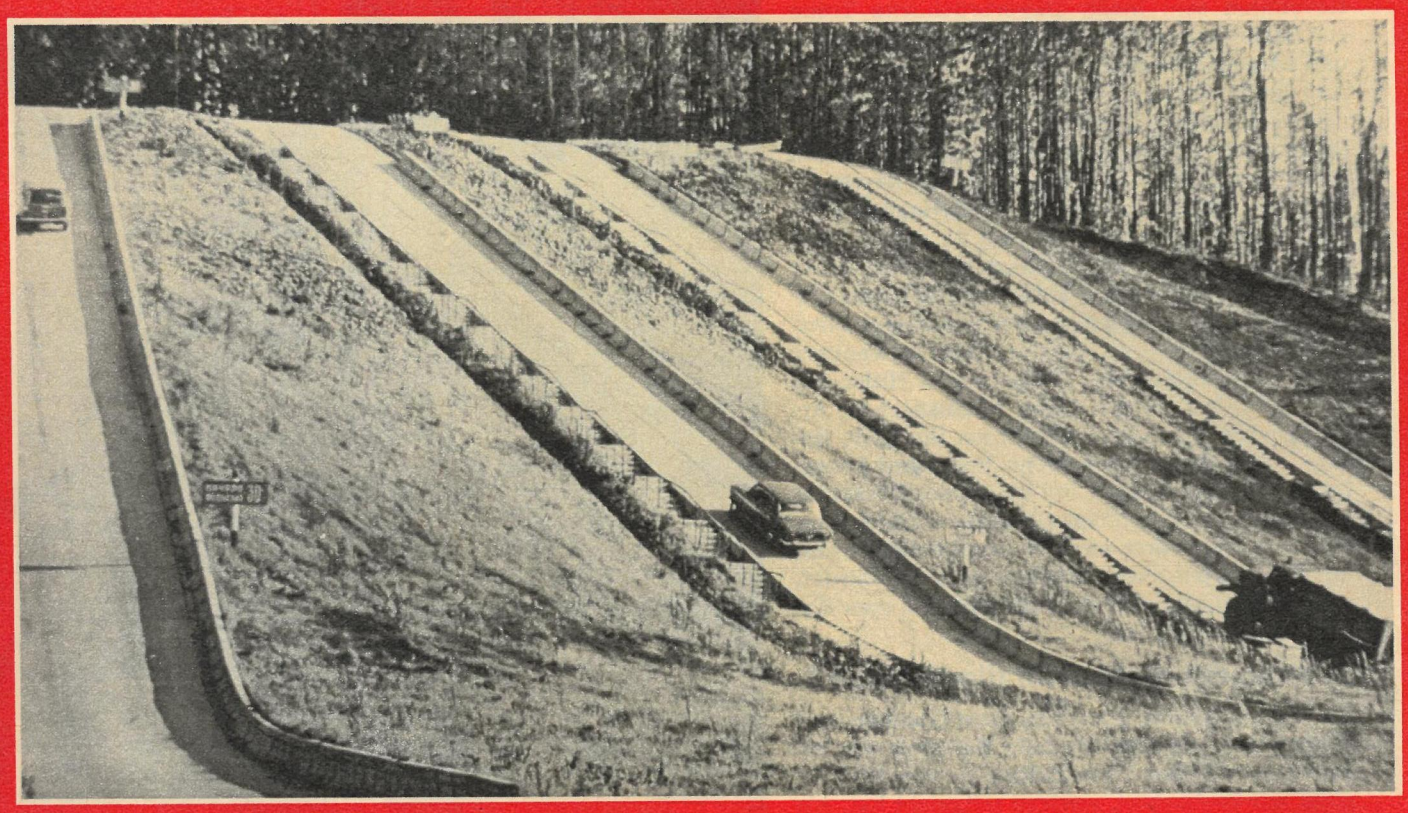
Ernst Thälmann war tot, doch die Idee, für die er starb, lebte fort. „Ernst Thälmann war unter uns", sagte Erich Honecker, „als wir 1949 unsere Republik gründeten."

Hans Bergmann

Fotos: Zentralbild, Jewgeni Chaldej

NAMI

Kfz-Intensivprüfungen



Das Prüfgelände des sowjetischen Kfz-Entwicklungsinstituts NAMI in der Nähe von Moskau umfaßt ein Gelände von etwa 2500 ha mit mehr als 100 km Prüfstrecken. Alljährlich werden dort bis zu 700 Automobile an etwa 40 verschiedenen Prüfeinrichtungen getestet. Allein in den letzten fünf Jahren machten 130 Prototypen ihre Abnahmeprüfung, und über 80 wurden Dauerfestigkeitsprüfungen unterzogen.
Diese Informationen gab der Direktor des Prüfgeländes, Dr.-Ing. Wadim Kutenjow, in einem Pressegespräch.
Die Prüfstrecken verfügen über alle in der Praxis vorkommenden Fahrbahntypen, darunter 8 km Kopfsteinpflaster. Eine Spezialfahrbahn mit austauschbaren unebenen Decken ermöglicht es, Erprobungen unter extrem schlechten Straßenbedingungen vorzunehmen.
Eine 2 km lange Teststrecke ist den komplizierten Serpentinen der Krim und des Kaukasus ähnlich (Foto oben). Diese Abschnitte können mit einem System von Steigungen von 4–60 Prozent so verbunden werden, daß ungewöhnlich vielseitige Bergrouten simulierbar sind. Ermittelt werden die Merkmale der Lenkbarkeit, Straßenlage, Geschwindigkeitseigenschaften, Bremsverhalten, Beweglichkeit, Lärmpegel, Schwingungsverhältnisse. Für die Beurteilung der Schwingungs- und Vibrationsbeständigkeit von Stoßdämpfern, Aufhängungselementen, Fahrerhaus, Lenkeinrichtung und Karosserie wird eine Bahn mit extrem kurzen Wellen benutzt.
Auf einem Abschnitt mit sogenanntem belgischem Kopfsteinpflaster – das ist eine Fahrbahn mit unebener Decke aus Granitpflasterwürfeln – werden die Baugruppen der Aufhängung, der Lenkeinrichtung, der Karosserie und des Fahrerhauses unter den Bedingungen

Simulierte Unfallsituationen werden mit „Dummys", dem menschlichen Körper nachgebildeten Puppen, getestet (Foto links). Dabei werden die international üblichen Methoden der Sicherheitsforschungen an Lenksäulen, Türverriegelungen, Sitzen, Kopfstützen und anderen Baugruppen angewandt. Hochgeschwindigkeitskameras zeichnen die Versuche auf.

PS-Nachrichten

LADA-WARTUNGSTIP

Um den vorzeitigen Ausfall des Lagers der Wasserpumpe der LADA-Motoren zu vermeiden, empfiehlt es sich, dieses nach einer Laufleistung von 50 000 km nachzuschmieren.
Dazu ist erst einmal die Kühlerabdeckung, die Batterie, der Lüfter und die Lüfternabe abzubauen. Dann wird mit einem Schraubenzieher der Stopfen des Lagers herausgedreht und an dessen Stelle ein Schmiernippel mit dem Gewinde M 6 eingeschraubt. So kann das Lager mit 7–8 Pumpstößen einer Handfettpresse nachgeschmiert werden. Als Schmierfett darf ausschließlich nur Wasserpumpenfett verwendet werden. Es ist darauf zu achten, daß eine zu starke Keilriemenspannung zu einer übermäßigen Belastung des Lagers führt.

★

LUFTLEITEINRICHTUNG SENKT VERBRAUCH

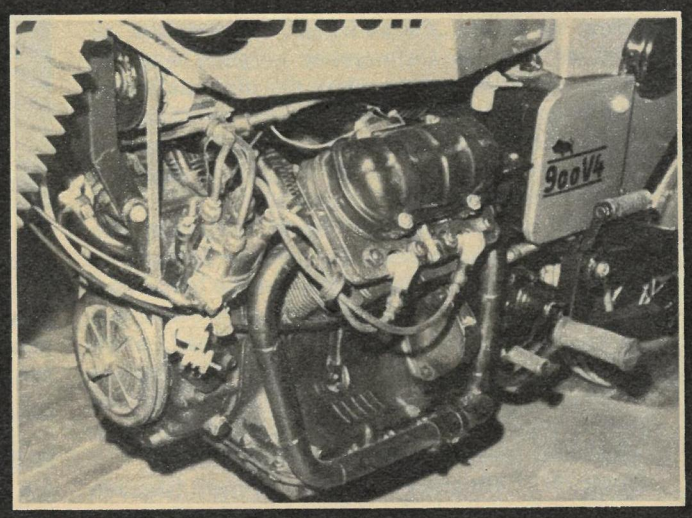
Im Fachhandel wird eine Luftleiteinrichtung für PKW-Wohnwagen-Gespanne angeboten, die auch für die Anbringung an den PKW-Typen LADA, Moskwitsch und Wolga geeignet ist. Sie wird im wesentlichen wie ein Dachgepäckträger befestigt, wiegt 5,6 kg und kostet 200,– M. Die Luftleiteinrichtung verbessert nicht nur spürbar die Fahrleistungen des Gespanns, sondern ermöglicht eine beachtliche Kraftstoffeinsparung von bis zu 10 Prozent. Sie senkt den Luftwiderstand, indem sie die Luftströmung über das PKW-Dach hinweg nicht auf die hohe Wohnanhängerfront auftreffen läßt, sondern tangential darüber hinwegführt.

★

ŠKODA-TIP

Zur Erhaltung der Fahreigenschaften des Škoda 105/120 empfiehlt der Hersteller das regelmäßige Auswuchten der Räder (etwa alle 10 000 Kilometer bzw. nach jeder Montage) und die regelmäßige Wartung der Vorderachsschmierstellen. Die eingesetzten Lagerbuchsen (Achsschenkelbolzen) sind zwar selbstschmierend, jedoch ist das Fett notwenig, damit Nässe und chemische Auftaumittel nicht in die Lager eindringen können. Zur besseren Abdichtung läßt man ausgetretenes Fett stehen und verteilt es noch gleichmäßig.

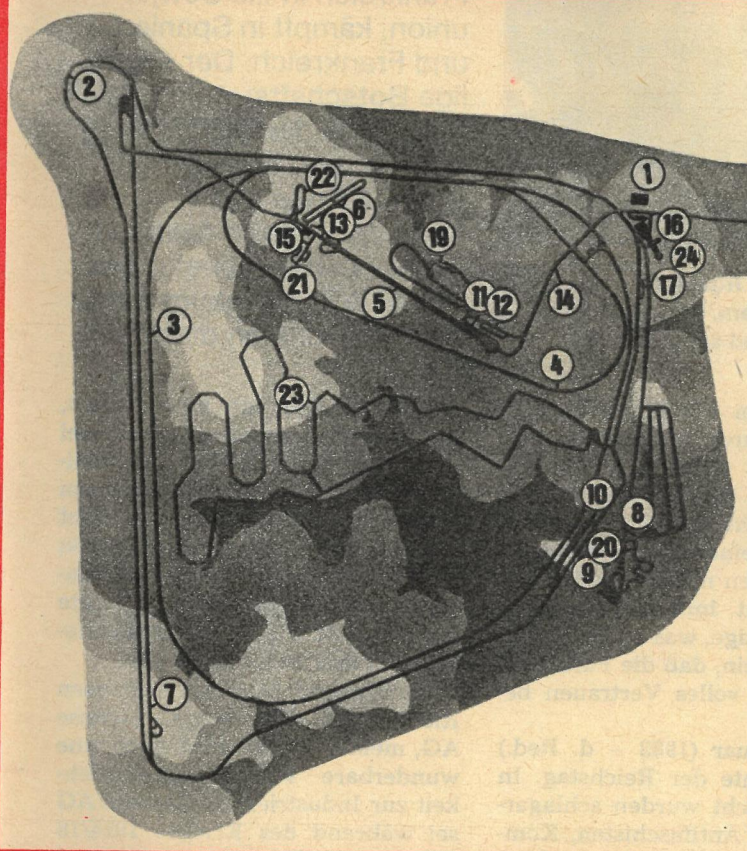
Fotos: Lutz Rackow, Lothar Liebmann;
Zeichnung: Awtoexport;
Redaktion: Norbert Kaiser



Unkonventionell

Saporoshez-Fahrer staunten nicht schlecht, den 1197-cm³-Motor (29,5 kW/40 PS) ihres Fahrzeugtyps bei einem Motorrad-Eigenbau wiederzufinden. Entsprechend dem bulligen Charakter des Motors und der V-förmigen Anordnung seiner 4 Zylinder nannte der erfolgreiche Bastler sein Gefährt „Bison 900 V 4". Am Verteiler ist deutlich der beibehaltene Oktanzahlversteller zu sehen.

von hochfrequentem Rütteln auf ihre Gestaltfestigkeit geprüft.
Bei den Prüffahrten werden die Fahrzeuge immer häufiger automatisch gesteuert. Roboter am Lenkrad schließen subjektive Faktoren bei der Einschätzung der Kraftfahrzeuge aus. Vor allem die schwierigsten Streckenabschnitte sind bereits seit langer Zeit mit automatischen Steuereinrichtungen ausgerüstet.
Eine besondere Rolle spielen die Einrichtungen zur Untersuchung von Unfallverhalten. Geprüft werden können der Zusammenprall mit unbeweglichem Hindernis, frontaler Seitenzusammenstoß, Schlag von hinten, Umkippen. Damit können alle Prüfzyklen gemäß den Standardvorschriften der UNO-Wirtschaftskommission vorgenommen werden.
Der Prüfung des zeitraffenden Korrosionsschutzverhaltens dienen die Einrichtungen in Klimakammern mit einem Volumen von 300 m³. Dort können atmosphärische Bedingungen vom salzigen Seenebel bis zur industriestaubhaltigen Luft bei Temperaturen bis zu +55°C simuliert werden.
40 Serienmodelle von LKW, PKW und Bussen wurden in den letzten 5 Jahren untersucht. In einer Reihe von Fällen konnten die Automobilbauer an Hand von Prüfergebnissen die Korrosionsbeständigkeit um 30 Prozent erhöhen.
Wirtschaftlichkeits- und Geschwindigkeitsprüfungen werden vorwiegend auf einem Schnellstraßenrund mit sehr unterschiedlichem Längsprofil vorgenommen. Bei einer Länge von 14 km und einer Breite von 14 m können dort 60 Fahrzeuge gleichzeitig bei Geschwindigkeiten bis zu 200 km/h geprüft werden. Tageskilometerleistungen von 1500 bei LKW und 2000 bei PKW sind erreichbar.



Generalplan des Prüfgeländes
1 – Lager, 2 – Landstraße, unbefestigt, 3 – Schnellstraße, 4 – Pflasterfahrbahn, 5 – Spezialstrecken, 6 – Slalom mit austauschbaren Hindernissen, 7 – Rüttelstrecke, 8 – Steigungen 4 bis 10 Prozent, 9 – Steigungen 16 bis 60 Prozent, 10 – Sandpiste, 11 – seichtes Becken, 12 – tiefes Becken, 13 – Becken zum „Einweichen" der Bremsen, 14 – Dienstfahrbahn, 15 – Parkplatz, 16 – Betriebsraum, 17 – Schlammbecken, 18 – Waschanlage, 19 – Strecke für Brems- und Beschleunigungsproben, 20 – Bergstraße, 21 – Garagen, 22 – Staubkammer, 23 – unbefestigte Strecke, 24 – Anprallprüfstrecke.

Für sicheres Fahren im Sommer

Von Generalmajor H. Mally, Leiter der HA Verkehrspolizei im Ministerium des Innern

Zahlreiche Wochenend- und andere Ausflugsfahrten, Urlaubsreisen mit dem Auto, ungezählte Fußgänger in Städten und Erholungsgebieten sowie viele motorisierte Zweiradfahrer und Radfahrer bestimmen die Situationen des Sommerverkehrs entscheidend mit. Das stellt höchste Anforderungen an das Verantwortungsbewußtsein und die Disziplin jedes einzelnen Verkehrsteilnehmers.
Im Sommerhalbjahr steigt nach wie vor die Unfallhäufigkeit bei plötzlichem Witterungsumschwung stark an. Einsetzender Regen verändert den Fahrbahnzustand, es entsteht ein gefährlicher Schmierfilm, der vielfach unterschätzt wird. Fahren bei großer Hitze wirkt physisch stark belastend.
1983 ereigneten sich 62 Prozent der bei Urlaubs- und Ausflugsfahrten eingetretenen Verkehrsunfälle auf der Hinfahrt. Ein Viertel aller Unfallverursacher hatte sich unausgeruht, nach weniger als 6 Stunden Schlaf oder gleich nach einem anstrengenden Arbeitstag auf die Fahrt begeben. Bei einer Reihe von Verkehrsunfällen war der Fahrzeugführer nachweislich total übermüdet oder sogar am Lenkrad eingeschlafen. Erfahrungen zeigen: Je länger die Fahrt dauert, desto mehr nimmt die absolute Zahl der Verkehrsunfälle zu. Es ist nachgewiesen, daß nach 3 Stunden ununterbrochener Fahrt die Gefahr besonders groß ist.
Aus der gegenwärtigen Lage heraus muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß Ordnung und Disziplin im Straßenverkehr noch nicht den Erfordernissen und den Sicherheitsbedürfnissen entsprechen. Einige Verkehrsteilnehmer verhalten sich undiszipliniert und sogar rücksichtslos, verstoßen in grober Weise gegen gesetzlich fixierte Verhaltensanforderungen. Wider alle Vernunft werden Ordnungswidrigkeiten begangen, die zum Teil schwere Verkehrsunfälle zur Folge haben.
Die Verkehrspolizei wird in enger Zusammenarbeit mit den für die Verkehrssicherheit Verantwortung tragenden staatlichen Organen und gesellschaftlichen Organisationen alles tun, um im Sommer 1984 höhere Ordnung, Sicherheit und Flüssigkeit im Straßenverkehr zu gewährleisten. Dazu gehört auch, gegen verantwortungsloses Verhalten einzuschreiten, um so dem Bedürfnis der Bürger nach Schutz und Sicherheit gerecht zu werden. Jeder Verkehrsteilnehmer kann und muß durch vorbildliches Verhalten und bewußtes Einhalten der Rechtsvorschriften seinen persönlichen Beitrag zu einer hohen Verkehrssicherheit leisten.

Aufgefahren

Auffahrunfälle sind weitaus zahlreicher, als es im allgemeinen den Anschein hat. Würde man die Zusammenstöße mit erfassen, bei denen nur Sachschaden entsteht, so wäre etwa jeder zweite Verkehrsunfall ein Auffahrunfall.
Ohne Zweifel besteht dabei ein Zusammenhang zwischen dem Unfallrisiko und der Verkehrsdichte. Bei der Frage nach den Ursachen dieser Unfallkategorie ist zu beachten, daß die Fahrzeuge je nach Typ, Pflegezustand, Bereifung und Fahrbahnverhältnissen unterschiedliche Bremswege aufweisen, und letztlich sind auch Aufmerksamkeits- und Reaktionsvermögen der Fahrzeugführer unterschiedlich. Die Hauptursache ist jedoch eindeutig ein Fehlverhalten der Fahrzeugführer: das zu dichte Auffahren auf den Vordermann.
Viele Autofahrer unterschätzen das Risiko eines zu geringen Sicherheitsabstandes oder nehmen es bewußt in Kauf. Sieht man von der Unachtsamkeit und Gedankenlosigkeit ab, sind es vor allem Ungeduld und Überschätzung der eigenen Fahrtüchtigkeit sowie des Fahrzeuges, die Gefahren heraufbeschwören. „Sportlich-aggressive" Fahrer, die sich durch Lückenspringen, zu dichtes Auffahren, das „Drängen" des Vordermanns mittels Lichthupe und Raserei „auszeichnen", sind besonders häufig in Auffahrunfälle verwickelt. Es lohnt sich, darüber einmal nachzudenken, und vielleicht haben sich hier und da unbemerkt falsche Gewohnheiten eingeschlichen, die es zu korrigieren gilt.

B – wie Beifahrer

Prognose

Nach einer Einschätzung der Internationalen Gesellschaft für Unfall- und Verkehrsmedizin werden, wenn der gegenwärtige Trend der Unfallentwicklung in der Welt anhält, bis zum Jahre 2000 mehr als 6 Millionen Menschen an den Folgen von Verkehrsunfällen sterben und weitere 350 Millionen Verletzungen davontragen.

Zwischen Start und Ziel mobile liegt das Spiel – der Ventile ...

Schauspieler und Kundschafter, Interbrigadist und Teilnehmer am französischen Widerstandskampf gegen die deutschen Faschisten, Kulturfunktionär und Diplomat – das alles war Rudolf Engel (rechts). Schwer ist sein erster Auftrag – Eingang zu finden in rechtsbürgerliche und faschistische Kreise, um Informationen für die Kommunistische Partei Deutschlands zu sammeln. Im Jahre 1934 verhaftet, kann er entkommen und gelangt über die Tschechoslowakei und Frankreich in die Sowjetunion, kämpft in Spanien und Frankreich. Der ehemalige Botschaftsrat und Kulturattaché der DDR in Prag erinnert sich in seinem Buch „Feinde und Freunde", das im Militärverlag der DDR erscheint und FREIE WELT auszugsweise veröffentlicht, an diese Zeit.

1929 wurde ich Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands. Der äußere oder besser gesagt der letzte Anlaß waren die blutigen Ereignisse in den ersten Maitagen 1929. Ich hatte an der Maidemonstration in Berlin teilgenommen und mit eigenen Augen gesehen, wie die Polizei rücksichtslos mit Knüppeln und Schußwaffen gegen die friedliche Menge vorging. Einunddreißig Menschen wurden getötet, fast zweihundert verletzt, über tausend verhaftet. Damals hatte ich endlich begriffen, wo mein Platz war…

Ich hatte mich wegen meines Parteieintritts an Genossin Lotte Loebinger, die Schauspielerin, gewandt. Sie brachte mich mit Genossen Bergmann zusammen, der mit mir mehrere Gespräche führte.

Mein Gespräch mit Goebbels

Die Bestätigung übermittelte mir ein Genosse namens Karl Schuster. Er überbrachte mir zugleich einen Auftrag, der meinen weiteren Lebensweg entscheidend bestimmen sollte. Da ich als KPD-Mitglied noch nicht bekannt sei, könnte ich dazu beitragen, Informationen aus reaktionären bürgerlichen Kreisen zu beschaffen. Ich wollte der Partei nützlich sein und war einverstanden.

Neben Karl Schuster nahm sich Genosse Kurt Richter meiner an. Eingehend machte er mich mit der politischen Lage und den Regeln der illegalen Arbeit bekannt. Unsere Zusammenkünfte fanden etwa zweimal wöchentlich statt.

Ab Mitte 1931 traf ich mit Genossen Hans Kippenberger, der im Zentralkomitee der Partei für militärische Fragen zuständig war, mindestens einmal im Monat zusammen. Die Treffs kamen grundsätzlich über Lore, seine Frau, zustande.

Im April/Mai 1932 erhielt ich von Genossen Kippenberger den Auftrag, mich ausschließlich auf Spitzenverbindungen zur Berliner NSDAP-Leitung zu orientieren. Die Parteiführung brauchte genaue Informationen über die Entwicklung innerhalb der NSDAP-Führung, über Querverbindungen zu anderen Rechtsparteien und Organisationen, über ihre Finanzquellen und vor allem auch über ihre Verbindungen zur Führung der Reichswehr.

Um diese Aufgaben durchzuführen, sollte ich in die NSDAP eintreten, das würde mir die Arbeit erleichtern und gleichzeitig ein guter Schutz für mich sein. Ich weigerte mich und behauptete, ich könne den Auftrag auch so erfüllen. Genosse Kippenberger machte mir klar, daß ich unter diesen Umständen von Zufällen abhängig sei und in der gegenwärtigen Situation als Außenseiter eher Verdacht erregen würde, wenn ich mich für interne Fragen der Naziführung interessierte. Die Partei habe volles Vertrauen zu mir. Dann berieten wir, wie ich vorgehen sollte. Wenn irgend möglich, sollte ich direkt an Goebbels und seinen Stab heran und gleichzeitig Verbindung zur SA-Führung suchen. Mit den Genossen war der Plan, nach dem ich vorgehen sollte, abgestimmt worden. Ich „legalisierte" mich bei dem Ortsgruppenleiter, der im selben Hause wohnte wie ich. Das machte keine Umstände und war in wenigen Minuten erledigt. Dann erkundigte ich mich bei der Gauleitung, wann Dr. Goebbels in einer wichtigen Frage zu sprechen sei. Gar nicht, erfuhr ich; ich sollte meine Anliegen schriftlich einreichen. Ich hatte bereits einen Brief vorbereitet, in dem ich schrieb, ich hätte ein „Nationales Drama" verfaßt und auch Möglichkeiten, es aufführen zu lassen. Doch dazu brauchte ich das Urteil und die Genehmigung des Gauleiters.

Ich spekulierte auf den bekannten schriftstellerischen Ehrgeiz Goebbels'. Wie sich zeigte, mit Recht. Nach wenigen Tagen schon bekam ich Bescheid, ich solle mich bei seinem Sekretär melden. „Mein" Theaterstück „Stützen der Gesellschaft" stammte nicht von Ibsen, sondern von einem „ehemaligen Frontkämpfer", der es mir gegeben hatte, um meinen Rat zu hören. Darin waren so ziemlich alle Schlagwörter der Nazis verarbeitet; man hätte es bestenfalls als Parodie inszenieren können.

Natürlich gelangte ich auch diesmal nicht unmittelbar zum Gauleiter, sondern zu seinem Sekretär. Aber der versprach, das Manuskript seinem Chef vorzulegen. Ich bat ihn, wenn irgend möglich, Hinweise oder Änderungsvorschläge von Dr. Goebbels persönlich zu erhalten, da ich die literarischen Fähigkeiten des Gauleiters über alle Maßen schätzte. Goebbels hatte Romane geschrieben, die auch gedruckt worden waren. Ich kannte sie zwar nicht, lobte sie aber sehr. Mit diesem primitiven Trick kam ich tatsächlich zu einem Gespräch mit Goebbels, das einen komischen Verlauf nahm. Er hatte nämlich mein Manuskript offensichtlich auch nicht gelesen, fand es aber wunderschön und war von meinem Vorhaben begeistert. Er beauftragte zwei Mitarbeiter, mich zu unterstützen.

Der Generaldirektor läßt bitten

Seit diesem Gespräch war ich in der Gauleitung Voßstraße legitimiert und konnte ohne Schwierigkeiten aus und ein gehen. Davon machte ich ausgiebig Gebrauch und ließ mich für mein „Werk" so vielseitig wie möglich über aktuelle und zukünftige Probleme der „Bewegung" informieren.

Wenn ich an diese Zeit denke, so muß ich bekennen, daß ich mich damals oft allein gefühlt habe, besonders nach Errichtung des faschistischen Regimes. Begegneten mir Genossen, die mich von früher kannten und mich nun mit einem Naziabzeichen im Knopfloch sahen, kam es vor, daß sie vor mir ausspuckten oder mich beschimpften. Was sollte ich tun? Sie hatten ja recht, und ich konnte ihnen nichts erklären. Beinahe noch schlimmer empfand ich es, wenn

Familie Engel: Rudolf (3. von rechts) mit seinen Eltern, der Großmutter, Bruder Kurt und einer Cousine.

sie bei einem zufälligen Zusammentreffen durch mich hindurchsahen und mit steinernem Gesicht weitergingen. Für sie war ich tot, existierte nicht mehr. Die kurzen Treffs mit meinen Verbindungsgenossen konnten mich über die Einsamkeit nicht immer hinwegtrösten. Das einzige, was mir half, war das Bewußtsein, daß die Parteiführung zu mir volles Vertrauen besaß.

Am 27. Februar (1933 – d. Red.) abends brannte der Reichstag. In derselben Nacht wurden schlagartig Tausende Antifaschisten, Kommunisten, Gewerkschafter und Intellektuelle verhaftet. In den Kellern der SA-Lokale oder in Polizeiunterkünften gefoltert oder erschlagen.

Am 3. März, zwei Tage vor der neuen Reichstagswahl, wurde bekannt, daß Genosse Ernst Thälmann verhaftet worden war. Es war eine harte, schmerzliche Nachricht.

Eines Tages sprach mich nach einer Versammlung ein Mann an, den ich nur flüchtig kannte. Wir gingen in ein Café, wo er mir einen merkwürdigen Wunsch vortrug: Er bat mich, den Generaldirektor der Lignose AG, Herrn von Schrötter, zu fragen, ob er ihn als Buchhalter einstellen würde. Er sei seit drei Jahren arbeitslos und wisse durch einen Bekannten, daß dort ein Buchhalter gesucht werde. Ich verstand anfangs überhaupt nicht, was er wollte. Ich kannte weder die Lignose AG noch den Generaldirektor. Ob er mich zum besten halte?

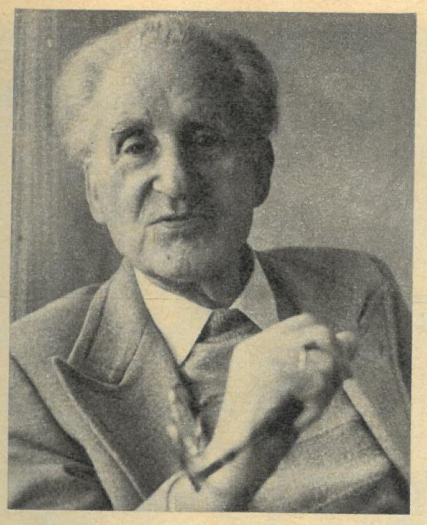
„Nein", beteuerte er, „auf keinen Fall." Aber er habe mich ein paarmal beobachtet, ich hätte Talent, mit Menschen zu sprechen. Er sei überzeugt, daß der Herr Generaldirektor zu mir Vertrauen fassen würde, und es wäre doch vielleicht eine Chance für ihn. In diesem Ton ging es weiter. Was sollte ich machen? Um Zeit zu gewinnen, sagte ich ihm, ich würde es mir überlegen und ihm Bescheid geben.

Natürlich berichtete ich Genossen Richter die Geschichte. Lignose AG, meinte er, das wäre doch eine wunderbare Verbindungsmöglichkeit zur Industrie. Die Lignose AG sei während des Krieges 1914/18 ein Riesenkonzern geworden und jetzt noch immer führend in der Sprengstoffproduktion. Sicher sei der Betrieb eng mit der Reichswehrführung verbunden. Ich sollte doch einfach einmal den Versuch machen.

Am nächsten Vormittag rief ich in der Generaldirektion an, fragte mich bis zum Sekretär des Herrn von Schrötter durch, erklärte ihm, daß ich seinen Chef in privater Angelegenheit sprechen wollte; es sei recht eilig. Er ließ sich meine Telefonnummer geben und teilte mir schon eine Stunde später mit, Herr von Schrötter erwarte mich um 15 Uhr. Ich hatte nicht gedacht, daß es so reibungslos und so schnell klappen würde.

Der Generaldirektor saß hinter seinem Schreibtisch, legte seine Zeitung, die er gerade las, beiseite und blickte mich prüfend an. Als der Sekretär verschwunden war, fragte er: „Ist etwas mit meinem Sohn nicht in Ordnung?"

Ich sagte, ich kenne seinen Sohn gar nicht.



Zeit der Einsamkeit

Er schien erleichtert und bat mich, Platz zu nehmen. Wir waren sofort in ein Gespräch über die politische Situation verwickelt. Ich hörte heraus, daß er kein Freund der Nazis war, und ich bedauerte, das Abzeichen der NSDAP angesteckt zu haben. Er ließ Kaffee kommen, und wir setzten uns bequem an einen kleinen Tisch und plauderten weiter. Ich hatte schon vergessen, weshalb ich eigentlich gekommen war, und er offensichtlich auch. Erst als ich mich nach reichlich eineinhalb Stunden nun doch verabschieden wollte, fragte er, weshalb ich ihn denn eigentlich aufgesucht hätte. Ich sagte ihm wahrheitsgemäß den Grund. Er sah mich überrascht an und fragte telefonisch seinen Sekretär, ob ein Buchhalter benötigt werde. Als die Nachricht kam, die Stelle sei noch offen, meinte er, ich solle den Mann herschicken.

Beim Abschied ließ er mich wissen, es habe ihm gutgetan, mit jemandem sprechen zu können, der nichts mit dem Betrieb und dem ganzen Theater draußen zu tun hätte. Ob wir mal wieder zusammenkommen könnten?

Natürlich war ich einverstanden, und wirklich, schon zwei Tage später rief der Sekretär an, ob Herr von Schrötter mich sprechen könnte.

In einem kleinen Café

Am Abend vorher hatte mir Lore mitgeteilt, daß Genosse Richter verschwunden sei. Er war aus seinem alten Quartier ausgezogen, aber bisher unter der neuen Adresse nicht zu erreichen. War er verhaftet worden? Wir vereinbarten, in den nächsten vierzehn Tagen nicht zusammenzukommen und auch nicht zu telefonieren. Lore oder Victor wollten dann wieder Verbindung mit mir aufnehmen.

Schrötter erwartete mich nachmittags im Café Schottenhamel, im Tiergarten. Er lächelte erfreut, als er mich sah, und bald waren wir wieder über alle möglichen Fragen im Gespräch. Er war konservativ, deutschnational.

„Aber denken Sie nicht, daß ich dem Kaiser nachtrauere", erklärte er, „so einfach, wie der Herr sich abgesetzt hat aus dem Dreck, den er selber mit eingerührt hat, kann man es sich nicht machen. Aber manchmal hab' ich richtige Sehnsucht nach Ordnung und Ruhe." Und dann sagte er einen schönen Satz: „Als die SPD die Staatsgeschäfte übernahm, dachten alle, jetzt beginnt eine neue Zeit; doch es ist alles beim alten geblieben. Die SPD hat ein bißchen Geld gekostet, geändert hat sie nichts. Genauso wird es mit den Nazis sein. Die kosten sicher mehr Geld als die SPD, jedoch ändern werden die auch nichts. Anders wird es erst, wenn die Kommunisten an der Macht sind, dann werden sie mich und meinesgleichen an die Wand stellen, und erst dann wird alles anders."

Er war davon überzeugt, daß Hitler Krieg führen wollte, und zwar gegen die Sowjetunion, doch das werde schlecht enden. „Aber wie will er sonst aus der Krise herauskommen?" sinnierte er. „Befreundete Länder haben wir nicht, die haben von Deutschland die Nase voll vom letzten Mal. Und jetzt allein gegen die Russen?" Das sei Selbstmord.

Ich fragte ihn, wie die Reichswehr dazu stehe?

Generale seien immer für den nächsten Krieg, antwortete er, aber ob mit oder vielleicht sogar für Hitler, das möchte er bezweifeln. „Bis jetzt jedenfalls", fügte er hinzu.

Als sich Genossin Lore wieder meldete, war ich dreimal mit Herrn von Schrötter zu einem „Plauderstündchen" zusammen gewesen. Kurt Richter, so hörte ich durch Lore, war tatsächlich verhaftet worden, als er, mit zwei Koffern beladen, sein neues Quartier aufsuchen wollte. Bis jetzt war aber keine weitere Verhaftung im Kreis, mit dem er Kontakt hatte, erfolgt. Trotzdem sollte ich mich möglichst zurückhalten, vielleicht ein paar Wochen aus Berlin verschwinden.

Einmal kam ich noch mit Schrötter zusammen; ich wollte mich vor meinem „Urlaub" von ihm verabschieden. Bei der Gelegenheit fragte er mich, ob ich freischaffend sei, weil ich so über meine Zeit verfügen könnte. Ich sagte ihm, daß ich seit Jahren arbeitslos sei, heute doch ein Normalzustand bei fast acht Millionen Arbeitslosen.

Als Aushängeschild engagiert

Bis dahin hatten wir immer nur von seinen Sorgen gesprochen, es war das erstemal, daß er mich nach meinem privaten Leben befragte. Er war überrascht. „Aber Sie haben mich doch damals, als Sie zu mir kamen, um eine Stellung für einen anderen gebeten."

„Ich verstehe nichts von Buchhaltung."

„Wissen Sie", begann er nach einer längeren Pause, „daß Sie der erste Mensch sind, der nichts von mir will? Ich kenne nur Menschen, die zu mir kommen und etwas von mir wollen. Aber ernsthaft, kann ich ihnen irgendwie helfen?"

„Ich wüßte nicht wie, Herr von Schrötter", erwiderte ich, und damit war dieses Thema erschöpft, für mich wenigstens.

Am nächsten Morgen wurde in meiner Abwesenheit ein Brief für mich abgegeben. Schrötter bot mir an, in seiner Generaldirektion eine „Sozialpolitische Abteilung" einzurichten. Außerdem lagen 300 Mark dabei, mit den besten Wünschen für gute Erholung. Ich rief sofort an, bedankte mich für das Geld, das ich, sobald es mir möglich wäre, zurückzahlen würde, und fragte, was denn die Aufgaben einer Sozialpolitischen Abteilung wären. Schrötter lachte und meinte, ich sollte mir im Urlaub darüber Gedanken machen und mich seit dem 1. 7. als Mitarbeiter betrachten. Das Geld sei ein Vorschuß auf mein Juli-Gehalt. Was sollte ich dazu sagen.

Als ich gegen Ende Juli nach Berlin zurückkam, konnte ich zu meiner Beruhigung feststellen, daß mich die Polizei nicht gesucht hatte. Von Lore hörte ich, Genosse Richter befinde sich im Untersuchungsgefängnis Moabit, und offenbar hatte er bisher niemanden preisgegeben.

Vereinbarungsgemäß meldete ich mich bei der Lignose AG. Auch dort war alles gut verlaufen, denn der Sekretär legte mir als erstes einen Arbeitsvertrag zum Unterzeichnen vor. Unter anderem stand darin, ich sei berechtigt, die Firma auch den Behörden gegenüber zu vertreten. Das fand ich erstaunlich. Außerdem bekam ich den Rest meines Gehaltes in Höhe von 400 Mark in einem Kuvert überreicht. Ich konnte also monatlich mit 700 Mark rechnen. Für die damaligen Verhältnisse war das sehr viel. Anschließend wurde ich durch das Haus geführt und mit den wichtigsten Mitarbeitern bekanntgemacht. Wie der Chef waren alle ehemalige Offiziere.

Dann gingen wir zum Generaldirektor, der mich erwartete. Er war freundlich wie immer. Aber unser Verhältnis war klarer. Er war der Vorgesetzte. Als ich mich bedankte, unterbrach er mich. „Denken Sie nur nicht, Herr Engel, ich hätte Sie eingestellt, um ein gutes Werk zu tun. Ich will ganz offen sein, ich brauche Sie. Als Sie das erstemal zu mir kamen, trugen Sie das Abzeichen der NSDAP. Bisher ist kein leitender Mitarbeiter Mitglied dieser Partei. Aber so kann es unter den gegebenen Umständen nicht bleiben. Da ich den Eindruck habe, daß Sie ein vernünftiger, umgänglicher Mensch sind, habe ich Ihnen das Angebot gemacht. Nicht um Ihnen, sondern um mir zu helfen. Sehen Sie sich hier und in unseren Produktionsbetrieben um, denn Sie werden wohl recht bald unser Behördenvertreter sein müssen."

Von Schrötter hatte freie Hand, Leute einzustellen, die er für geeignet hielt. Er erklärte mir: „Wir haben traditionell nach 1918 für den Wiederaufbau der Lignose-Werke zuverlässige Offizierskameraden eingestellt, die mehr oder weniger deutschnational waren und zum alten Militäradel gehörten. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, da man diesen Stand nicht mehr aufrechterhalten kann."

Offenbar gehörte Schrötter zu denen, die zwar die Ziele der Faschisten tolerierten oder sogar teilten, den „Gefreiten" Hitler und andere Naziführer aber wegen ihrer plebejischen Herkunft verachteten.

Er empfahl mir, sobald ich mich eingerichtet hätte, für einige Tage in die Stammbetriebe Kruppamühle (Krupski Mlyn) in Oberschlesien und Schönebeck an der Elbe zu fahren. Kruppamühle produziere Sprengstoffe, vorwiegend für den Bergbau, und Schönebeck Zündkapseln und Schwarzpulver, insbesondere für Jagdmunition.

Eigentlich war ich ein bißchen enttäuscht. Ich hatte mir eingebildet, er hätte mich in seinen Betrieb geholt, weil ich so ein netter Mensch sei oder weil er mir helfen wollte. Aber es war viel verständlicher, daß er mich brauchte. Vielleicht nicht gerade mich, aber einen Nazi, der ihm aus der Hand fraß. Schließlich war er Geschäftsmann und kein Wohltäter.

Als ich Victor davon erzählte, lachte er. „Sei froh, daß es so ist", meinte er, „ich dachte schon, er wäre nicht normal! Er braucht dich – um so besser."

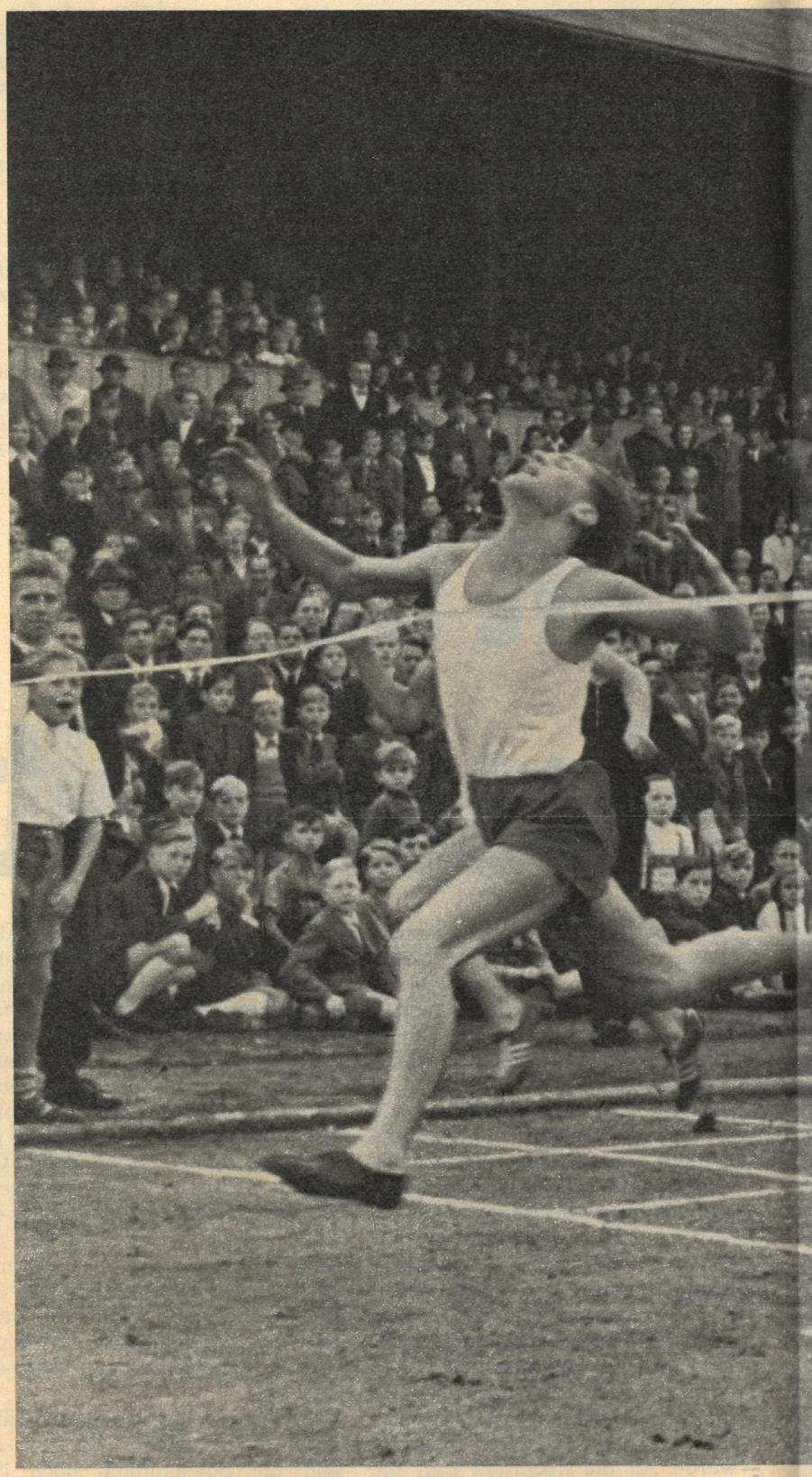
Im nächsten Heft:

Verhöre und kein Interesse

Fotos: Kraushaar, ZB, Militärverlag der DDR

IM RÜCK-SPIEGEL

Bilder, Namen, Fakten, Erinnerungen aus dem Jahr, in dem die DDR gegründet wurde (7. Folge)



Es war, so will es uns im Rückblick scheinen, eine Zeit der langsamen Zeiten. Hundert Meter mußte einer nicht schneller als in elf Sekunden laufen, um 1949 Meister der Ostzone zu werden. Für andere Titel genügten, beispielsweise, 50,6 Sekunden über 400 Meter, 2:00,8 über 800 Meter, 4:07 über 1500 Meter. Im Hochsprung reichten bereits 1,85 Meter, im Weitsprung 6,68 Meter, im Speerwerfen 55,29 Meter. Um Mißverständnissen vorzubeugen: von den Männern ist die Rede. Trotzdem, kaum zu glauben für die jungen Leute von heute, fielen im Jenaer Ernst-Abbé-Sportfeld neunzehn Rekorde. Wer Lust verspürt, mag nachträglich lächeln.

Was gab es außerdem noch? Natürlich Fußball. Meister des Jahres '49 wurde die ZSG Union Halle – nur mit Wehmut wird man sich an der Saale des fernen Triumphes erinnern. Im Endspiel gegen Erfurt, am Ende stand es 4:1, konterten die Hallenser, so liest man, aus der Defensive. Das klingt auch in jüngeren Ohren sehr vertraut. Meister jenes Jahres in den drei westlichen Besatzungszonen wurde der VfR Mannheim nach einem mühseligen 3:2-Sieg über Borussia Dortmund. Der Sportausschuß der Ostzone lud die Mannheimer zu einem Spiel gegen Halle ein, Mannheim sagte zu, zog seine Zusage zögernd zurück, der Sportausschuß lud Dortmund ein, Dortmund wollte kommen, schließlich endete das Hin und Her damit, daß der eben gegründete westdeutsche Fußballbund Mannheim und Dortmund verbot, in der Ostzone zu spielen.

Wie bekannt, stürmten dann aber nicht die konternden Ballkünstler die Höhe des Weltniveaus, sondern die Leichtathleten (und andere) mit Zeiten und Weiten, die 1949 noch als absolut utopisch galten. Heinz Birkemeyer, einer der Vorläufer aus jenen schweren Anfangsjahren (in unserem Foto Bildmitte), 1948 in 10,8 Sekunden Ostzonen-Meister über 100 Meter, 1949 nach Zielfotoentscheid nur Vierter in 11,1 Sekunden, handgestoppt, versteht sich, war sieben Jahre später ein berühmter Mann. Da gewann seine Frau Gisela, die er trainierte, eine olympische Silbermedaille über 80 Meter Hürden. Und wenn wir auch in diesem Sommer wieder fasziniert auf die schnellen Beine von Marlies Göhr und Marita Koch schauen, sollten wir doch nicht vergessen, daß jener Heinz Birkemeyer schon vor langen Jahren eine Weltrekord-Staffel trainierte, in der neben seiner Frau die nicht minder berühmte Christa Stubnick stand, die 1956 aus Melbourne zwei Silbermedaillen heimbrachte.

Inzwischen haben wir uns daran gewöhnt, daß unser Land mit seinem bescheidenen Umfang und seinen siebzehn Millionen Bewohnern zu den sportlichen Großmächten zählt. Es soll sogar Zeitgenossen geben, die Bronzemedaillen und vierte Plätze überhaupt nicht mehr zur Kenntnis nehmen. Draußen in der weiten Welt sieht man die Dinge anders, schüttelt immer wieder mal die ratlosen Köpfe – Experten natürlich ausgenommen –, wenn auch das Gerede vom Wunder allmählich verstummt. Fachleute wissen längst, daß hinter allen Erfolgen keinerlei Hokuspokus steckt, sondern systematische Suche nach Talenten und harte Trainingsarbeit.

Der erste deutsche Sportler, der nach dem Krieg an einer Weltmeisterschaft teilnahm, war übrigens, wer weiß das noch, eine Frau, und zwar eine Schachspielerin, nämlich Edith Keller aus Dresden, und die Einladung zur Weltmeisterschaft 1949 in Moskau überbrachte, so feierlich ging es damals noch zu, der zweite Sekretär der Botschaft der Sowjetunion in der DDR, und der hieß Michail Lenin.

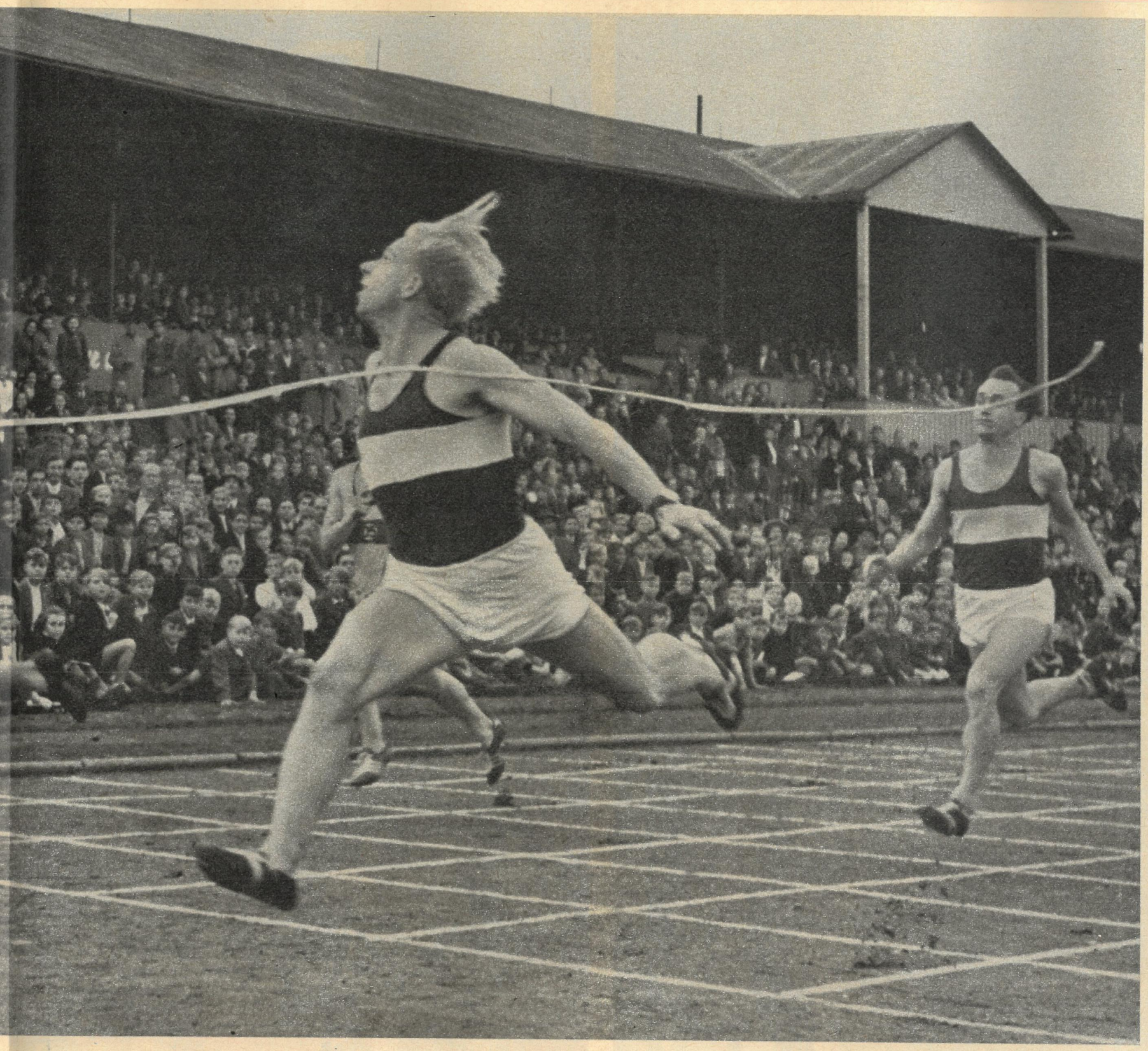
Jürgen Jessel

Foto: Archiv

FUNDSACHEN

I. Wintersport-Meisterschaften der Ostzone 1949 – Vierfacher Titelträger wurde Herbert Leonhardt aus Aschberg-Mühlleiten, der den 16-km-Langlauf, die Nordische Kombination und den Spezialsprunglauf auf der Oberhofer Thüringen-Schanze mit dem neuen Schanzenrekord von 69 Metern gewann. Außerdem stand er in der siegreichen 4 × 8-km-Staffel. Im Endspiel des Eishockey-Turniers schlug Frankenhausen die Berliner Mannschaft von Grün-Weiß Pankow mit 8:2.

Radfernfahrt Prag–Warschau – Nach fünf Etappensiegen gewann Jan Vesely (ČSR) auch die Gesamt-



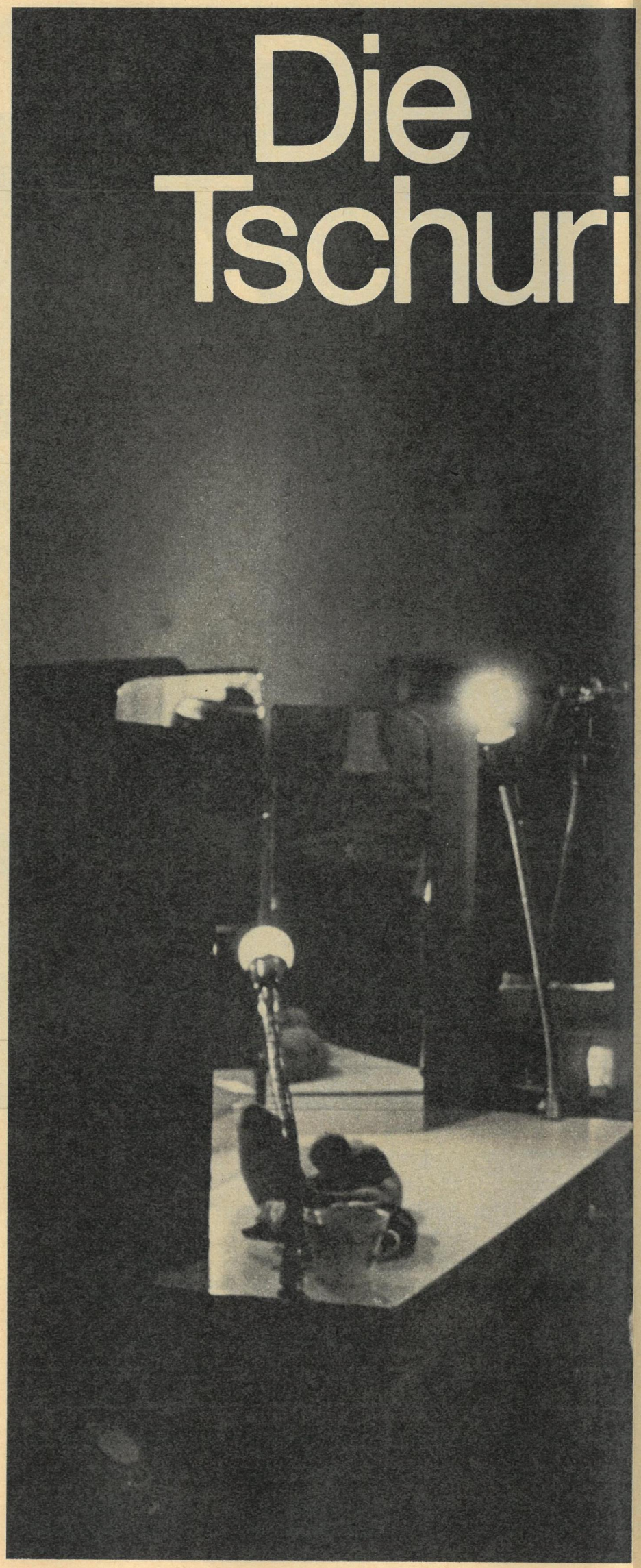
einzelwertung mit acht Minuten Vorsprung vor dem Franzosen Garnier.

Fußball international – Im ersten internationalen Spiel nach Kriegsende unterlag eine Auswahl des Landes Sachsen einer ungarischen Auswahl mit 1:2.

Sportpalast des Ostens – Eine Lagerhalle des Berliner Schlachthofes an der Landsberger Allee (später Leninallee) wird zur Sporthalle umgebaut. Geplant ist der Einbau einer Radrennbahn und einer Kunsteisfläche (die heutige Werner-Seelenbinder-Halle).

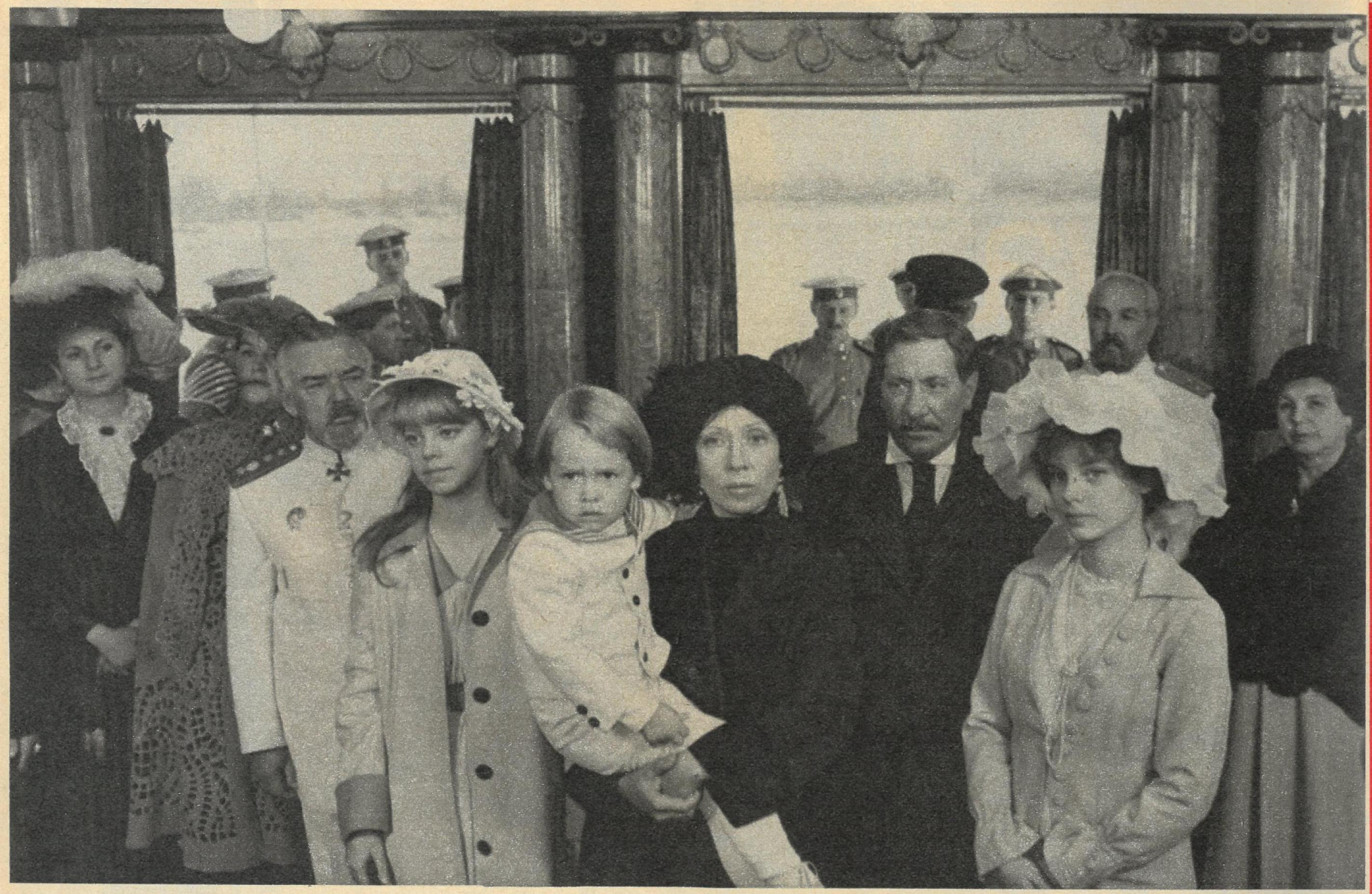
Vorläufer

Die Tschuri



Ein Gesicht, unverwechselbar in seiner spröden Schönheit, eindringlich in der Erinnerung von Millionen Kinobesuchern: Inna Tschurikowa.
Sie ist uns seit Jahren vertraut. Als Krankenschwester Tanja in „Durchs Feuer führt keine Furt", als die Weberin Pascha in „Hauptrolle für eine Unbekannte", als Bürgermeisterin Uwarowa in „Ich bitte ums Wort". Und jetzt also die Wassa in dem 1983 auf dem Moskauer Festival preisgekrönten Film nach Gorkis Drama „Wassa Shelesnowa".
Wieder führt ihr Ehemann Regie: Gleb Panfilow.
Unser Moskauer Korrespondent Jürgen Geitner unterhielt sich mit der Schauspielerin, Volkmar Billeb hat fotografiert.

kowa



Die Tschurikowa

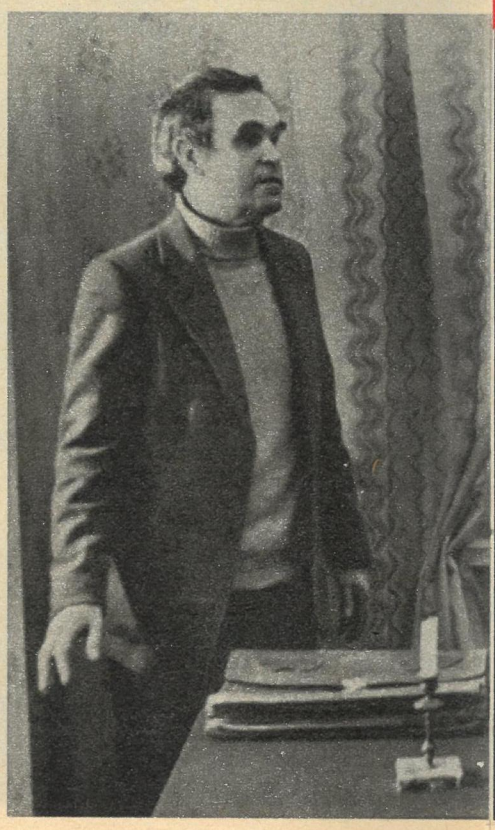
Sie ist nicht der Typ, mit dem man schnell warm wird. Im Leben wirkt sie da nicht anders als in vielen ihrer Filmrollen: ein wenig kühl, distanziert, beinahe abweisend. Es bedarf geduldiger Anläufe, mit ihr ins Gespräch zu kommen, und was sie überhaupt nicht mag, sind stereotype Interviewfragen. Auch sich macht sie es nicht leicht. Hat keine schnellen Antworten parat. Ein Mensch, der mitdenkt und Mitdenken schätzt. Ohne Kopf geht bei ihr nichts.

Manchmal bewundert sie Kollegen, die vor der Kamera oder auf der Bühne Gefühle auf Abruf bereithaben, aufs Stichwort hin weinen oder fröhlich sind, die Gefühle en masse hervorzubringen vermögen, die ungeheuerlichsten Begebenheiten bei gleichbleibend ausgeglichener innerer Verfassung überstehen. Sie bringt das nicht. Wenn sie sagt, „ich lebe meine Rollen", meint sie damit das Resultat einer langen, intensiven geistigen Arbeit an der Figur, erst der Prozeß des genauen Durchdenkens setzt sie in „Spiellaune". Die Wassa, daraus macht sie kein Hehl, ist fast zu schwer für sie gewesen, lange Zeit konnte sie darüber nicht reden. Die Idee, den Film über Glanz und Elend der Wassa zu drehen, jener Kapitalistenfrau, die mit und an ihrer Klasse zugrunde geht, kam Gleb Panfilow, der auch das Drehbuch schrieb. „Zuerst habe ich mich mit Händen und Füßen gegen diese Rolle gewehrt. Als Gleb sich das Stück wieder vorgenommen hatte, war er sehr erregt. Ihm schien, als habe er es das erste Mal gelesen. Ich selbst aber las es sozusagen mit ‚alten' Augen. Vor mir stand die klassische Wassa, die in allen bisherigen Darstellungen bedeutend älter als ich war, und ich dachte an ihre Verkörperung durch unsere wunderbare Schauspielerin Wera Paschennowa, die diese Rolle so überzeugend im Theater und im Film gespielt hat. Als Gleb nun den Typ der bisherigen Wassa-Interpretation zerstörte, wehrte ich mich dagegen..."

Die analytische Phantasie des Filmmannes Panfilow übertrug sich dann doch auf die Darstellerin der Titelrolle. Panfilow hatte gar nicht erst den Versuch unternommen, in verstaubten Requisiten zu kramen, um „in alter Zeit zu machen". Die „gute" – nein, die schlechte alte Zeit war zu ihrer Zeit modern, frischgebohnert, funkelnagelneu. Und wenn der Fahrstuhl im Hause Shelesnow auch noch mit der Hand gekurbelt wurde, die russischen Kapitalisten orientierten sich nach der verfeinerten westlichen Lebensweise, und aus den Grammophontrichtern erklangen Lieder, Romanzen, die uns heute nur deshalb so verplärrt vorkommen, weil sie mittlerweile siebzig Jahre alt sind. Die Tschurikowa: „Dieser jungen Frau, Wassa, kamen sie ungeheuer neu vor, beflügelten ihre Träume von der Zukunft, von der Liebe, von ihrer Familie. Gleb hat es erreicht, daß ich mich immer mehr in diese Rolle hineinfand... sie hatte ein schlimmes Leben. Eine Frau mit starkem Herzen, glasklarem Verstand und ungeheurer Energie, die um jeden Preis Familie und Besitz zusammenhalten will, die dem Mann, den sie einmal liebte, vorschlagen muß, aus dem Leben zu gehen, um den guten Ruf des Hauses zu wahren, die kalt kalkuliert und schließlich sogar denunziert. Sie stirbt an ihrem Schreibtisch, einsam, das Leben vertan... Am Ende der Dreharbeiten war ich sehr müde. Sogar die Preise für diese Arbeit machten mir wenig Freude. Wichtiger ist dann schon das Verständnis des Publikums. Das allein kann die Mühen entschädigen." Für Inna Tschurikowa, die nie etwas anderes werden wollte als Schauspielerin, ist das „Ankommen", die wirkliche Resonanz beim Zuschauer, wichtig. Sie weiß aus eigener Erfahrung, daß Wahrheit nur zu Wort kommt,

Szene aus dem preisgekrönten Film „Wassa" mit Inna Tschurikowa in der Titelrolle. Neben ihr Wadim Medwedew als Shelesnow.

Sie sind ideale Partner – Regisseur und Ehemann Gleb Panfilow probt mit der Tschurikowa an ihrer Rolle.



wenn sie glaubwürdig dargestellt wird. „Manchmal steckt in einem Film unendlich viel Aufregung und Mühe, dann kommt er in die Kinos – und geht an den Zuschauern vorbei, nicht getroffen…“ Künstlerischer Mißerfolg ist daher kein entschuldbarer Patzer und nicht nur eine ökonomische Fehlinvestition, sondern versäumte Gelegenheit, Blicke, Gedanken und Gefühle der Zuschauer auf sich zu lenken, Spuren in den Herzen zu hinterlassen. Auch in diesem Punkt ist das Ehepaar Panfilow einer Meinung, daß sie einander begegnet sind, nennt sie Glück und ihre „Geburt“ als Schauspielerin. „Vorher – das hat gewiß nicht an meinen ausgezeichneten Lehrern gelegen – war ich ein unbewußter Mensch. Ich konnte spielen, was ich nicht erfühlt hatte. Panfilow half mir, zu meiner eigenen Stimme zu kommen, vielleicht ist diese Stimme nicht besonders reich oder stark – aber es ist meine eigene.“

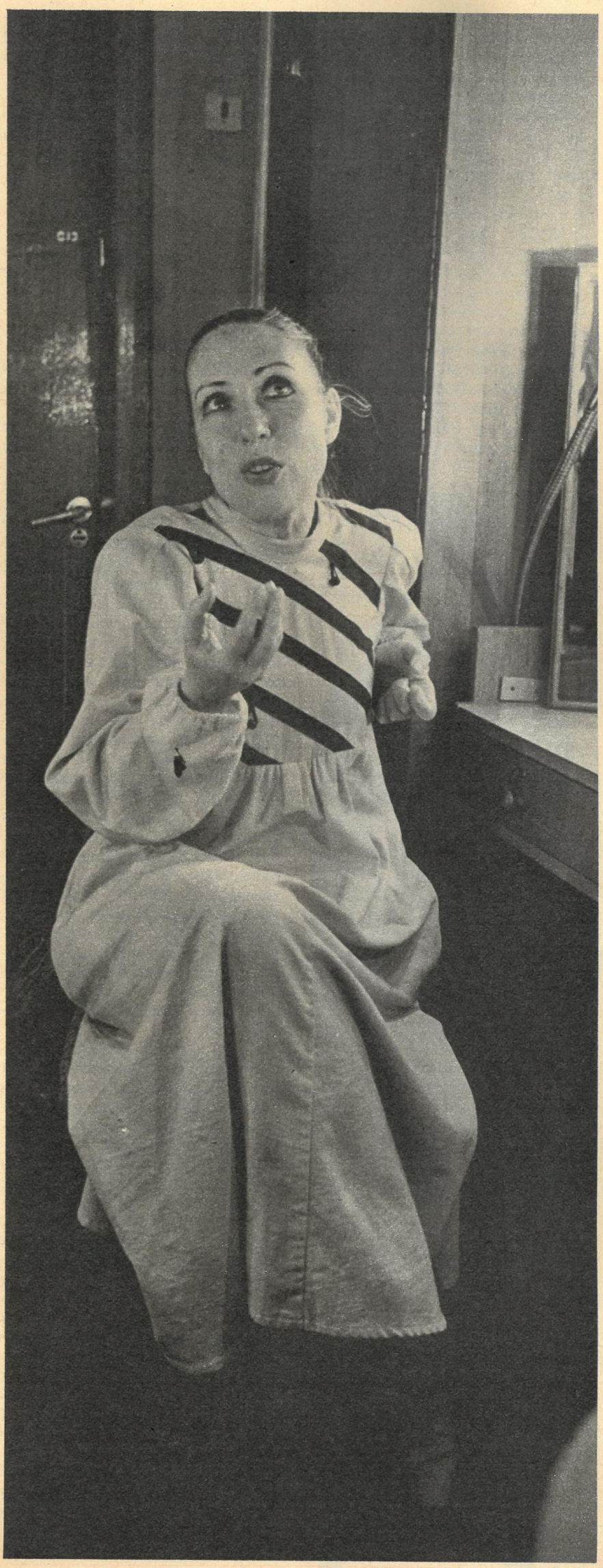
Sie erinnert sich an die Anfänge ihrer gemeinsamen Arbeit. „Als wir ‚Durchs Feuer führt keine Furt‘ drehten, habe ich ständig gefragt: ‚Was mach ich jetzt?‘ Und Gleb hat geantwortet: ‚Du atmest, du wärmst dich in der Sonne!‘ Ich dachte damals, so eine unprofessionelle Sprache kann nur ein Dilletant sprechen! In Wirklichkeit hatte mir Gleb etwas ganz Wichtiges mitgeteilt. Ich sollte nicht nur einen Typ darstellen, sondern einen Charakter mit seinen Haltungen, einen Menschen mit all seinen Empfindungen vorzeigen. Dieses Wesen Mensch, das in jeder Sekunde eine Menge Wünsche hat und noch mehr Gedanken.“

Die Kraft der von Statur so zarten Tschurikowa ist erstaunlich, stets hat sie neben ihrer regelmäßigen Filmarbeit auf der Theaterbühne gestanden. Derzeit im Moskauer „Theater des Komsomol“, wo sie in der Neuinszenierung von Wischnewskis „Optimistische Tragödie“ die Kommissarin spielt. Beides findet sie produktiv und interessant, eine Alternative Film oder Theater habe es für sie nie gegeben, nur – „ich muß an das, was ich mache, glauben können“. – Beim Film sei die Technologie eine andere. „Im Theater kann keiner ein Stück herausschneiden… du bist auf der Bühne, und entweder hast du den Sieg oder die Niederlage. Im Film kann dich der Regisseur retten oder vernichten, vieles hängt von ihm ab. Manchmal mehr als von dir selbst. Auch ein guter Schauspieler kommt nicht ungeschoren aus einem schlechten Film heraus!“

Schlechte Filme sind für die Tschurikowa sämtlich solche, die an den wesentlichen Problemen des Lebens vorbeigehen und sich damit der öffentlichen Aufmerksamkeit entziehen. Oder richtige Botschaften mit ungeeigneten Mitteln transportieren und deshalb auf Desinteresse stoßen. „Viele Drehbücher, die ich gelesen habe, waren schwach“, sagt sie, „aber die Verantwortung eines Schauspielers beginnt doch an dem Punkt, wo er eine angebotene Rolle akzeptiert oder ablehnt. Ob er sich freut, daß ihm überhaupt ein Angebot gemacht wird und er deswegen nicht mehr genau hinsieht, oder…

Meine Entwicklung verlief so, daß ich ganz bestimmte Anforderungen an mich und meine Arbeit stelle… Ich kann auch ablehnen.“

Gewiß ist sie kein bequemer Partner, verbirgt nicht nervöse Ungeduld, wenn eine Sache nicht wie erwartet läuft, immer problematisch, sagt sie, bleibe die Beziehung zur Familie. „Ich war glücklich, als ich mein Kind zur Welt brachte. Wir waren alles junge Frauen und alle zum ersten Mal Mutter. Unsere Babies hatten wir noch nicht gesehen.“ Dann kam die Schwester, und sie verteilte die kleinen Pakete – schien ihr – so lässig… links eins, rechts eins, links, rechts, „das Herz wollte mir vor Angst stillstehen. Das Glück der ersten gemeinsamen Minuten habe ich noch ganz tief in mir. Hätten wir keinen Sohn, dann wäre unsere Ehe die ideale Arbeitsvariante. So aber haben wir ihn, und er zwingt uns mit seinen sechs Jahren, auch daran zu denken, daß Leben nicht nur aus Arbeit bestehen kann. Für ihn ist es sehr wichtig, ein intaktes Zuhause zu haben und Eltern, an die er sich mit seinen tausend Fragen wenden kann. Aber es ist schon leider so: Wenn ich abends Theater spiele, ‚fehle‘ ich den ganzen Tag. Zwar bin ich physisch zugegen, mit meinen Gedanken jedoch lebe ich im Theater. Dann verfluche ich meinen Beruf, ohne den ich dennoch nicht sein kann.“



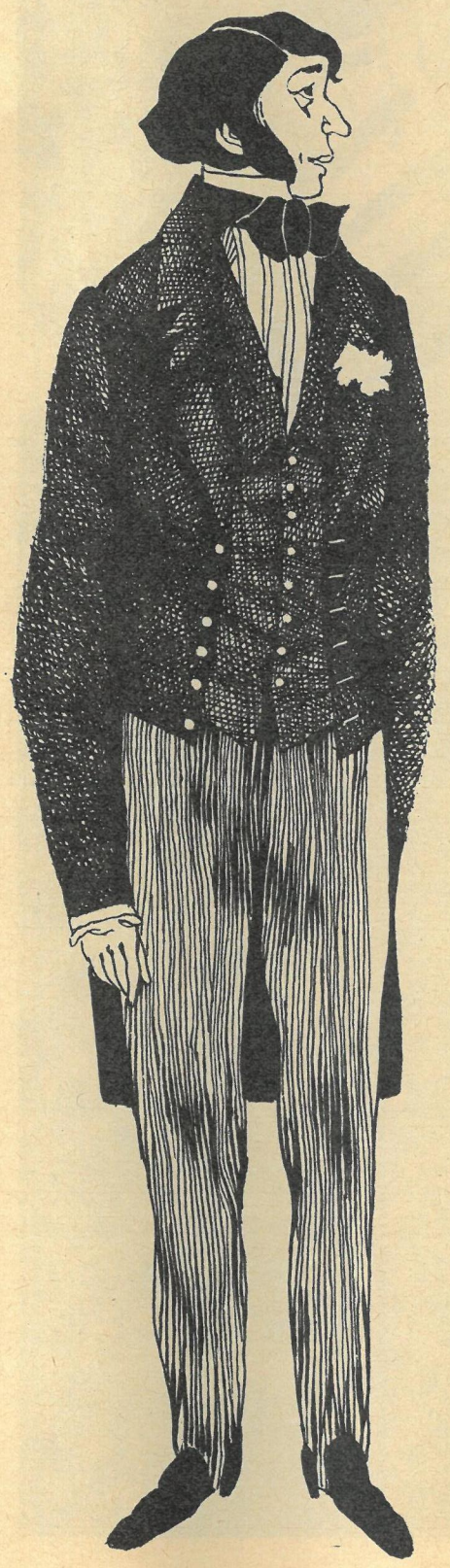
Zusatzfotos: Sovexportfilm

Lew Tolstoi

Nach dem Ball

„Sie sagen: Ein Mensch kann nicht von sich aus entscheiden, was recht und was unrecht ist, alles, was er tut und läßt, ist durch seine Umgebung bedingt und wird ihm von ihr aufgezwungen. Ich glaube dagegen, alles hängt von Zufällen ab. Ich kann Ihnen da auch ein Beispiel aus meinem Leben anführen."

So sprach der allseits hochgeschätzte Iwan Wassiljewitsch, nachdem zwischen uns die Frage erörtert worden war, ob es zur Vervollkommnung des einzelnen Menschen notwendig sei, zuvor die allgemeinen Lebensbedingungen zu ändern. Zwar hatte niemand von uns gesagt, ein Mensch könne nicht selbständig entscheiden, was recht und was unrecht sei, doch es gehörte zu Iwan Wassiljewitschs Gepflogenheiten, Fragen zu beantworten, die ihm im Laufe eines Gesprächs in den Sinn gekommen waren, und in diesem Zusammenhang Vorkommnisse aus seinem eigenen Leben zu erzählen.



Das tat er auch diesmal.

„Mein Leben ist nicht durch allgemeine Verhältnisse, sondern durch etwas ganz anderes bestimmt worden."

„Ach, erzählen Sie doch!"

Iwan Wassiljewitsch dachte ein wenig nach und nickte dann.

„Ja", sagte er, „mein Leben hat während einer einzigen Nacht oder vielmehr eines einzigen Morgens, eine grundlegende Wendung genommen."

„Und wie kam das?"

„Das hing damit zusammen, daß ich damals bis über beide Ohren verliebt war. Verliebt bin ich mehr als einmal gewesen, aber das war die heißeste Liebe, die ich jemals empfunden habe. Doch das gehört der Vergangenheit an: Das junge Mädchen, das ich damals liebte, hat jetzt selbst schon verheiratete Töchter. Sie hieß Warenka B... und war noch mit fünfzig Jahren eine ungewöhnlich schöne Frau. Aber in ihrer Jugend, als achtzehnjähriges Mädchen, war sie geradezu bezaubernd: groß, schlank und graziös, machte sie einen ungemein hoheitsvollen, ja wirklich hoheitsvollen Eindruck. Ihre außergewöhnlich gerade, aber dennoch natürliche Haltung, bei der sie den Kopf ein wenig in den Nacken warf, verlieh ihr, ungeachtet der Magerkeit, im Verein mit ihrer Schönheit und ihrem hohen Wuchs einen gewissen königlichen Zug, der vielleicht abstoßend gewirkt hätte, wäre er nicht mit dem bestrickenden, allezeit strahlenden Lächeln ihres Mundes und den wunderschönen, leuchtenden Augen sowie dem ganzen Liebreiz ihres jugendfrischen Wesens verbunden gewesen."

„Wie Iwan Wassiljewitsch alles beschreibt!"

„Ja, aber ich muß es einfach so beschreiben, damit Sie begreifen, was für eine Erscheinung sie war. Doch das spielt jetzt keine Rolle. Was ich erzählen will, hat sich in den vierziger Jahren zugetragen. Ich studierte damals an der Universität einer Provinzstadt. Zu dieser Zeit hatten wir unter uns Studenten – ob es ein Vorteil oder Nachteil war, sei dahingestellt – keinerlei Zirkel gebildet und auch keinerlei Theorien aufgestellt, wir waren einfach jung und lebten so, wie es die Jugend eben tut: wir studierten und vergnügten uns. Ich war ein immer fröhlicher, unternehmungslustiger junger Bursche und besaß zudem Vermögen. Am liebsten jedoch besuchte ich Abendgesellschaften und Bälle. Ich tanzte gut und war auch nicht gerade mißgestaltet."

„Nun, Sie brauchen nicht so bescheiden zu sein", unterbrach ihn eine der anwesenden Damen. „Wir entsinnen uns noch der Daguerreotypie, die man damals von Ihnen machte. Sie waren ein ausgesprochen gut aussehender Mann."

„Ob ich gut ausgesehen habe oder nicht, darauf kommt es nicht an. Ich wollte nur sagen, meine Liebe zu ihr hatte den allerhöchsten Grad erreicht, als ich am letzten Abend der Fastnachtswoche beim Adelsmarschall des Gouvernements zum Ball eingeladen war. Getanzt wurde in einem prächtigen, von Balustraden umgebenen Saal, es spielte ein damals berühmtes Leibeigenenorchester eines musikliebenden Gutsbesitzers, das Büfett war mit Delikatessen überladen, und der Champagner floß in Strömen. Obwohl ich für mein Leben gern Champagner trank, nahm ich an diesem Abend keinen Schluck zu mir, denn ich war ohnedies vor Liebe trunken, doch dafür tanzte ich fast bis zum Umfallen – tanzte Quadrillen, Walzer, Polkas, und natürlich, soweit das möglich war, immer nur mit Warenka. Sie trug ein weißes Kleid mit rosa Gürtel und dazu nicht ganz bis zu ihren spitzen Ellenbogen reichende weiße Glacéhandschuhe sowie weiße Atlasschuhe. Und nicht nur ich, nein, auch alle anderen sahen immer wieder zu ihr hin und ergötzten sich an ihrem Anblick – die Herren wie die Damen, obwohl sie die allesamt in den Schatten stellte. Es war eben unmöglich, sich ihrem Liebreiz zu entziehen. Sie kam, ohne sich zu zieren, durch den Saal auf mich zu, und wenn ich dann, ohne erst ihre Aufforderung abzuwarten, rasch aufsprang, dankte sie mir jedesmal mit einem Lächeln dafür, daß ich ihre Absicht sogleich erraten hatte. Wenn wir Herren an sie herangeführt wurden, sie aber nicht das mir zugefallene Stichwort erriet und dann einem anderen Tänzer die Hand reichen mußte, zuckte sie bedauernd die schmalen Schultern und lächelte mir freundlich zu, als wollte sie mich trösten. Kam nach anderen Figuren bei der Mazurka ein Walzer an die Reihe und war ich lange mit ihr durch den Saal gewirbelt, atmete sie schwer, lächelte und flüsterte mir zu: ‚Encore!' Dann drehte ich mich mit ihr immer schneller und schneller im Tanz und fühlte überhaupt nicht mehr meinen Körper. Die Uhr ging auf drei. Es galt die letzten Minuten zu nützen. Ich forderte sie nochmals auf, und wir drehten die soundsovielte Runde durch den Saal.

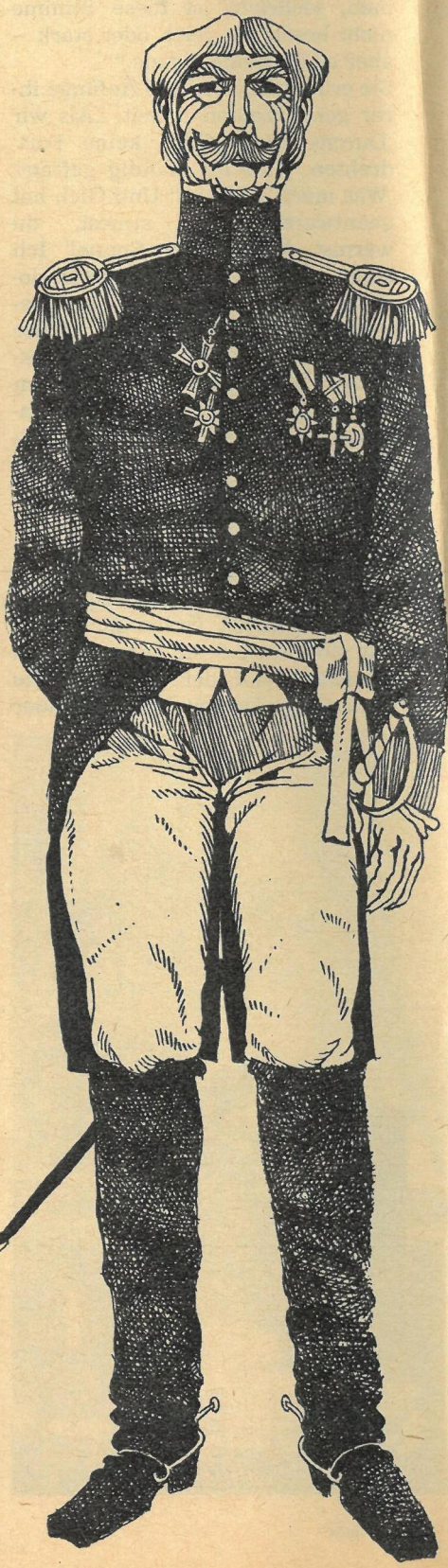
‚Die Quadrille nach dem Essen halten Sie also für mich frei?' fragte ich, als ich sie zurückführte.

‚Selbstverständlich – falls wir nicht vorher aufbrechen sollten', antwortete sie lächelnd.

‚Das werde ich nicht zulassen!' erklärte ich.

‚Geben Sie mir jetzt den Fächer wieder', sagte sie.

‚Es fällt mir schwer, mich von ihm zu trennen', entgegnete ich, während ich ihr den billigen weißen Fächer zurückreichte.



Lew Nikolajewitsch Tolstoi (1828–1910) stammte aus einem alten Adelsgeschlecht, trat nach dem Scheitern seiner landreformerischen Projekte 1851 in die zaristische Armee ein und nahm als Offizier an den Kämpfen gegen die Bergvölker des Kaukasus und am Krimkrieg teil. In seinen „Späten Erzählungen" (erschienen im Reclam-Verlag) zeichnet er ein sozialkritisches Bild des vorrevolutionären Rußland, richtet sich gegen Ungerechtigkeit, Gewalt und Entartung des zaristischen Regimes.

‚Nun, dann nehmen Sie das zum Trost', sagte sie, riß eine kleine Feder ab und übergab sie mir.
Ich nahm die Feder und vermochte nur durch einen Blick meine grenzenlose Freude und Dankbarkeit auszudrücken. Ich war nicht nur froh und zufrieden, ich war von überschäumender Glückseligkeit und hohen Gedanken erfüllt, war nicht mehr ich selbst, sondern irgendein überirdisches Geschöpf, das nichts Böses kennt und nur zu Gutem fähig ist.
‚Schauen Sie mal, man bittet Papa zu tanzen', sagte sie und zeigte auf die große, stattliche Gestalt ihres Vaters, eines Obersten mit silbernen Achselstücken, der mit der Frau des Hauses und einigen Damen an der Tür stand.
‚Warenka, kommen Sie bitte her', rief die Hausherrin mit den Jelisaweta-Schultern und dem Brillantdiadem laut zu uns herüber. Warenka begab sich zur Tür, und ich folgte ihr.
‚Überreden Sie doch Ihren Vater dazu, einmal mit Ihnen zu tanzen, ma chère. Ach bitte, tun Sie es doch, Pjotr Wladislawitsch!' wandte sich die Hausherrin an den Oberst. Warenkas Vater war ein sehr gut aussehender, stattlicher alter Herr mit auffallend frischer, rosiger Gesichtsfarbe. Den weißen Schnurrbart, zu dem von den Schläfen ein schmaler, ebenfalls weißer Backenbart herabführte, trug er à la Nicolas I. aufgezwirbelt, das Haar war zu beiden Seiten der Stirn nach vorn gekämmt, und ebenso wie bei der Tochter strahlte ein gewinnendes, frohes Lächeln in seinen Augen und umspielte den Mund. Mit seiner breiten, militärisch herausgereckten und mit ein paar Orden geschmückten Brust, den ausladenden Schultern und den langen, kräftigen Beinen machte er einen imposanten Eindruck. Er war ein typischer alter Haudegen nikolaischer Schule. Als wir zur Tür kamen, sträubte er sich zunächst, da er, wie er sagte, ganz aus der Übung gekommen sei; aber schließlich griff er sich dennoch an die linke Seite, schnallte lächelnd den Degen ab, den er einem dienstbeflissenen jungen Mann übergab, streifte einen Wildlederhandschuh über seine Rechte – ‚alles wie es sich gehört', bemerkte er schmunzelnd –, faßte die Tochter bei der Hand und stellte sich mit ihr in Positur, um den Auftakt zum Tanz abzuwarten.

Als nun die ersten Klänge der Mazurka ertönten, stampfte er mit dem einen Fuß auf, streckte den anderen vor – und seine große, wuchtige Gestalt bewegte sich, mal gemessen und gravitätisch, mal stürmisch, laut mit den Stiefeln aufstampfend und die Füße aneinanderschlagend, den Saal entlang. Warenkas graziöse Figur schwebte neben ihm her; und unmerklich verkürzte oder verlängerte sie dabei abwechselnd die Schritte ihrer zierlichen, in weißen Atlasschuhen steckenden Füße. Die Leute im Saal verfolgten jede Bewegung des Paares. Ich selbst betrachtete die beiden nicht nur mit Wohlgefallen, sondern geradezu voller Entzücken und Rührung. Am meisten rührten mich die durch den Lederriemen strammgezogenen Stiefel des Obersten; es waren durchaus solide kalbslederne Stiefel, aber sie hatten nicht die spitze Fasson, sondern eine altmodische mit viereckigen Spitzen und ohne Absätze. Offensichtlich waren sie ein Werk des Bataillonsschusters. Ja, dachte ich, um die geliebte Tochter ausführen und entsprechend kleiden zu können, kauft er sich kein modernes Schuhzeug, sondern trägt diese derb zusammengeschusterten Stiefel. Man sah, daß er einstmals ein sehr guter Tänzer gewesen sein mußte, doch jetzt war er schon zu schwerfällig, und seine Beine waren nicht mehr gelenkig genug, um alle die hübschen und schnellen Pas des Tanzes auszuführen. Trotz alledem absolvierte er ziemlich flott zwei Runden. Als er dann rasch die Füße auseinanderstellte und wieder zusammenschlug und sich, obschon ein wenig unbeholfen, auf ein Knie niederließ und Warenka lächelnd den Rock zurechtzog, an dem er hängengeblieben war, und graziös im Kreis um ihn herumtanzte, wurde von allen Seiten stürmisch applaudiert. Nachdem er sich hierauf mit einiger Anstrengung wieder erhoben hatte, umfaßte er mit beiden Händen das Gesicht der Tochter, küßte sie auf die Stirn und führte sie zu mir, in der Annahme, sie hätte vorher mit mir getanzt. Ich sagte, ich sei nicht ihr Partner. ‚Nun, das macht nichts, dann tanzen Sie eben jetzt eine Runde mit ihr', sagte er freundlich lächelnd, während er sich wieder den Degen umschnallte.
So wie sich mitunter aus einer Flasche nach dem ersten Tropfen ihr weiterer Inhalt in großen Strömen ergießt, so hatte meine Liebe zu Warenka die ganze in meiner Seele verborgene Fähigkeit zu lieben befreit. Ich umfing in diesem Augenblick die ganze Welt mit meiner Liebe. Und für Warenkas Vater, der diese derben Stiefel trug und ebenso gewinnend lächelte wie sie, empfand ich damals ein an Verzükkung grenzendes zärtliches Gefühl. Die Mazurka war beendet, und der Adelsmarschall und seine Frau baten die Gäste zu Tisch. Der Oberst nahm jedoch nicht am Essen teil; er entschuldigte sich bei den Gastgebern unter dem Vorwand, er müsse am nächsten Morgen früh aufstehen, und brach auf. Ich fürchtete schon, Warenka würde nun auch nach Hause müssen, doch sie blieb mit ihrer Mutter noch da.
Nach dem Essen tanzte ich mit ihr wie verabredet die Quadrille, und obgleich ich mich auch bis dahin schon über alle Maßen glücklich gefühlt hatte, steigerte sich meine Glückseligkeit noch mehr. Wir sprachen kein Wort über Liebe. Ich fragte weder sie, noch stellte ich mir selbst die Frage, ob sie mich liebte. Es genügte mir, daß ich sie liebte, und mir bangte nur davor, mein Glück könnte auf irgendeine Weise zunichte gemacht werden.

Als ich nach Hause kam, den Mantel ausgezogen hatte und zu Bett gehen wollte, merkte ich, daß an Schlafen gar nicht zu denken war. Ich hielt die kleine Feder von ihrem Fächer und einen ihrer Handschuhe in den Händen, den sie mir gegeben hatte, als ich ihrer Mutter und anschließend ihr beim Einsteigen in den Wagen behilflich gewesen war. Ich blickte auf diese Dinge und sah Warenka dabei vor mir, wie sie, als sie zwischen mir und einem anderen Tänzer wählen mußte, mein Stichwort zu erraten suchte und mit ihrer lieblichen Stimme fragte: ‚Stolz – nicht wahr?' und mir dann erfreut die Hand reichte; oder wie sie während des Abendessens das Glas mit Champagner an den Mund führte und mich dabei zärtlich von der Seite anschaute. Am deutlichsten jedoch sah ich sie vor mir, wie sie an der Seite ihres Vaters durch den Saal schwebte und, von Stolz auf ihn und sich selbst erfüllt, erfreut zu den entzückten Zuschauern hinsah. Und unwillkürlich empfand ich für Vater und Tochter zugleich ein einziges Gefühl herzlicher Rührung und Zuneigung. Nein, ich war allzu glücklich, ich konnte nicht schlafen. Zudem war es mir in den überheizten Zimmern zu heiß, und ich ging daher, ohne erst meine Galauniform abzulegen, leise ins Vorzimmer, zog wieder den Mantel an, schloß die Außentür auf und trat auf die Straße hinaus.
Den Ball hatte ich gegen fünf Uhr verlassen; seit ich nach Hause gekommen war und dort eine Weile zugebracht hatte, waren nochmals zwei Stunden verstrichen, so daß es jetzt, als ich ins Freie trat, bereits hell war. Wir hatten richtiges Fastnachtswetter: Alles war in Nebel gehüllt, auf den Straßen taute der matschige Schnee, es tropfte von den Dächern.
Als ich zu der Wiese gekommen war, an der das von Oberst B. und seiner Familie bewohnte Haus stand, bemerkte ich an ihrem Ende, in Richtung des Parkes, eine große schwarze Masse und hörte zugleich von dort die Töne einer Flöte und die Schläge einer Trommel. In meiner Seele sang es die ganze Zeit, und ab und zu erklang das Motiv der Mazurka. Das jedoch war eine ganz andere, eine harte, mißtönende Musik.
Was mag das bedeuten? fragte ich mich und ging auf dem glitschigen, von Schlittenspuren durchfurchten Weg, der quer über die Wiese führte, in die Richtung, aus der diese Musik herüberschallte. Nach-

Fortsetzung Seite 41

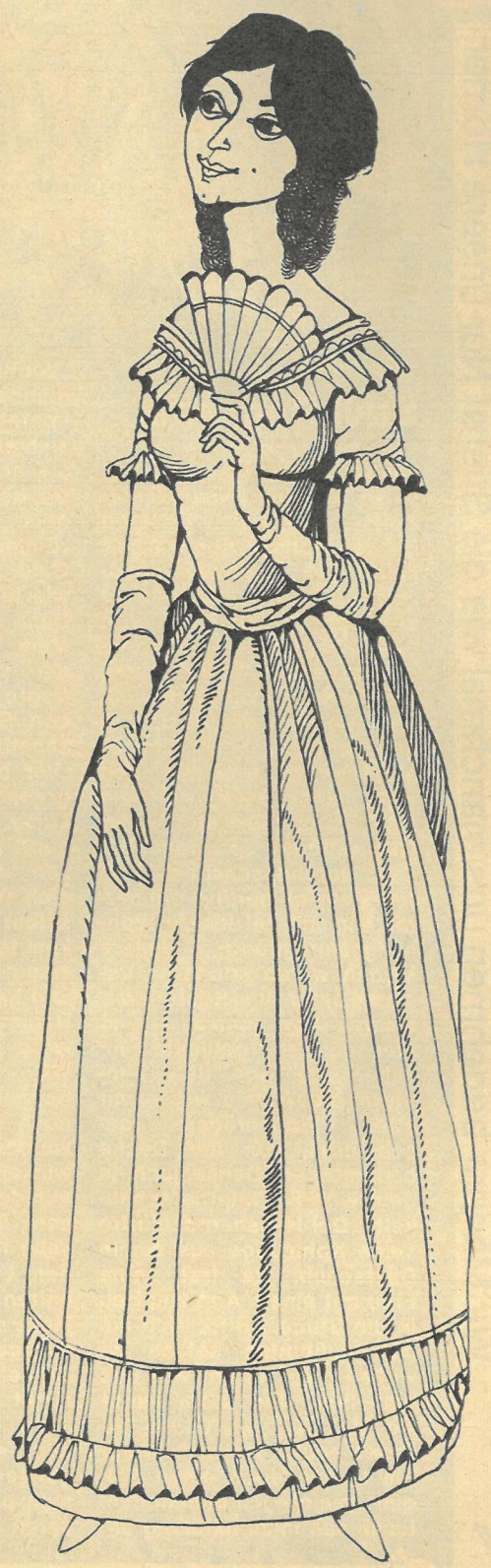


Illustration: Karl Fischer

Wir Männer benehmen uns manchmal wie die Stiere! Nur unsere Hörner verstehen wir nicht wie sie zu tragen.

Schönheit zieht mehr als Ochsen.

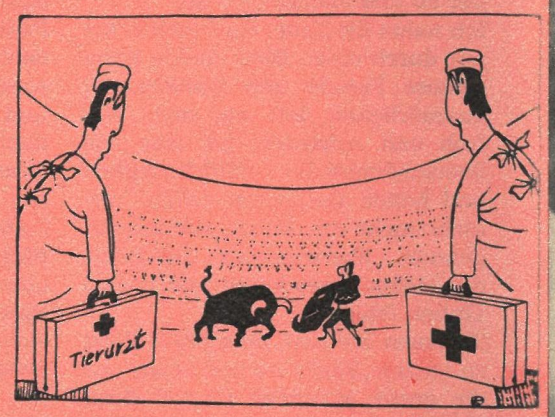
Schmidt

Vorweilen malet man den Göttern Hörner an.
Die gibt dir jetzt dein Weib. Wenn du, du guter Mann,
zu jener Zeit gelebt, so hätten dich die Alten,
die nicht so arg als wir, für einen Gott gehalten.

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

2-Wochenspruch
An manchen Köpfen sind die Hörner noch das Beste

Leitspruch
Sich beherrschen muß nicht heißen, sich zurückzuhalten.
Gisela Steineckert



Kasanewski

A. Krumer

Stall-Romantik

Meine Frau und ich betraten Luisa Burelomowas Gästezimmer. Was sich unseren Blicken darbot, übertraf die kühnsten Erwartungen. „Bitte in die Bastschuhe zu steigen", schlug Luisa vor, das schafft ein Gefühl völliger Harmonie." Wir waren beschämt, da wir nicht wußten, wie man mit Bastschuhen umgeht. Im Zimmer setzten wir uns auf den Rand einer Bank, auf dem sich schon Vertreter vieler Generationen den Hosenboden durchgescheuert hatten. Peinlich berührt erinnerten wir uns an unsere Wohnungseinrichtung: Unsere Möbel waren modern, unsere Lüster aus Kristall, mit einem Wort banal... Und hier hingen geflickte Fischernetze vor den Fenstern, die Wände waren mit alten Wagenrädern geschmückt, von der Decke baumelte ein Ochsenjoch, in dem eine Stallaterne schaukelte. Der Hausherr schlürfte seine Kohlsuppe aus einem Bastschuh. Da trat seine Frau mit einem Arm voll Heu in die Stube: „Bitte sich auf den Fußboden setzen zu wollen." Wir taten, wie uns geheißen. Und stolz fragte sie uns: „Nun, wie finden Sie unser neues Retro?" „Aber Sie hatten doch einen Shiguli", meinte ich unbeholfen. Luisa sah mich mitleidig an: „Wir haben ihn verkauft. Was glauben Sie, was das ‚Retro' kostet!" Meine Frau mischte sich ein. Offensichtlich hatte sie schneller begriffen, daß es sich beim Retro um die neue Einrichtung handelte. „Einfach prachtvoll, eine Oase des Behagens. Und wie leicht man hier atmet!" Dann spielte uns Luisas Mann etwas auf der Drehorgel vor, und hingerissen fragte meine Frau: „Wie haben Sie das alles nur geschafft?"

„Wir haben mit alten Fotografien angefangen", meinte Luisa. „Man kann sich aber auch neu fotografieren lassen, im Atelier trimmt man dich so zurecht, daß du dich selber nicht erkennst. Dann knautscht man das Bild zusammen, glättet es etwas und hängt es in einem alten Rahmen an die Wand. Das wäre schon der Anfang..." Wir eilten ins Atelier für Schnellfotos. Während wir noch den Rahmen kauften, wurden die Bilder schon entwickelt. Nach einer Nummer auf den Revers wurden unsere Fotos identifiziert. Ich sehe – da sitzt die Frau aus dem Louvre mit dem rätselhaften Lächeln in der Strickjacke meiner Frau und neben ihr irgendein Esel in meinem Jackett. Meine Frau ist entzückt: „Schau nur, bin ich nicht gut getroffen?" Seitdem ist noch kein Jahr vergangen. Aber die Leute kommen bereits zu uns, um unseren Rat einzuholen. Doch um Luisas Luxus zu erreichen, haben wir noch einen weiten Weg zurückzulegen. Gestern kam sie mit einem Leiterwagen, vor den ein Ochse gespannt war, zur Arbeit gefahren. Nur gut, daß meine Frau das nicht gesehen hat...

Aus dem Russischen von A. Thomas

Worobjow, Moskau

Steger

Im Grunde genommen ist der Ochse doch bloß so et was wie ein verklemmter Stier.

dem Ochsen, der drischt, nicht

das Maul verbieten; es sei denn, er drischt

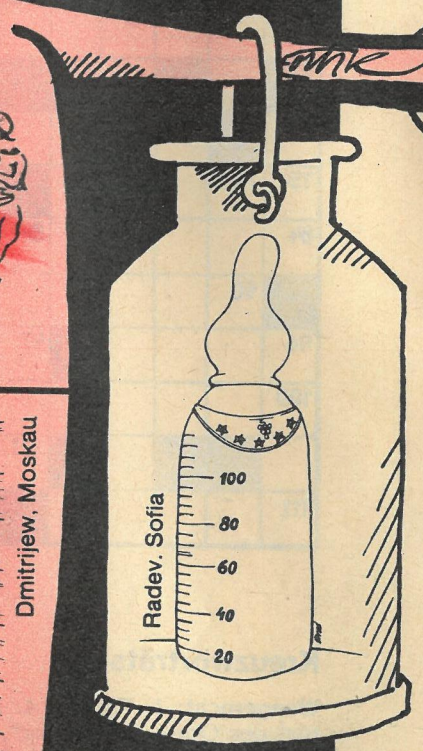
Phrasen.

Stieriger Kampfschneck von Schlegel

Wenn ein Spanier singt, ist er wütend oder er hat kein Geld
Span. Sprichw.

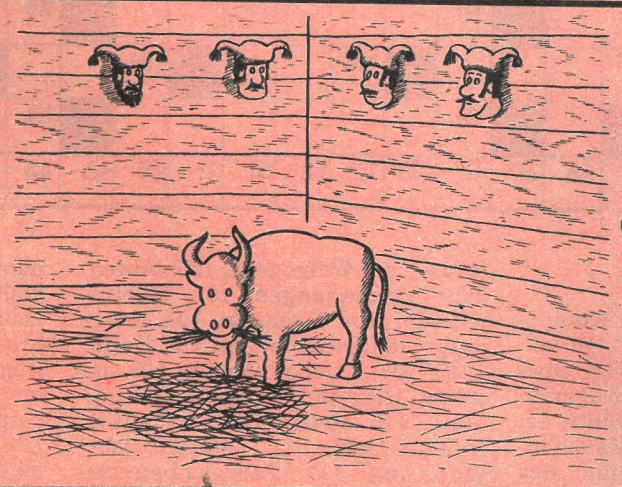
Nekrassow, Moskau

Dörck

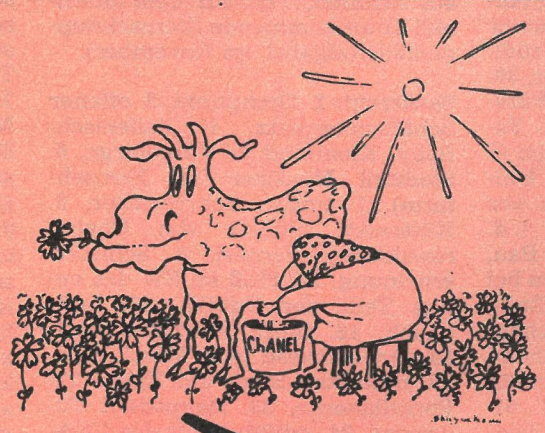


Radev, Sofia

Tjunin, Moskau



Dmitrijew, Moskau



Kasanewski, Kiew

Karel Čapek:

Der Ochse

Ich frage mich, wozu sind eigentlich Hirsche auf der Welt?

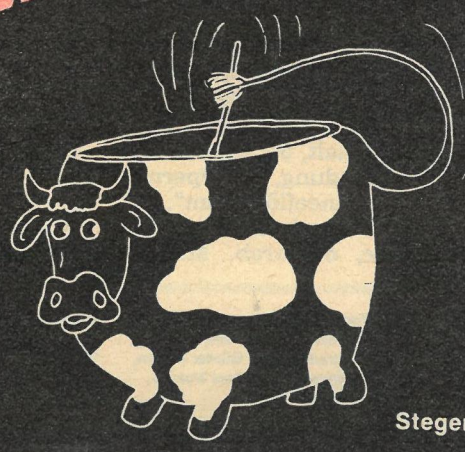
Der Kuhfladen

Patsch! So, jetzt habe ich meine Persönlichkeit voll entwickelt.

Sich in einen Ochsen verwandeln ist noch kein Selbstmord.

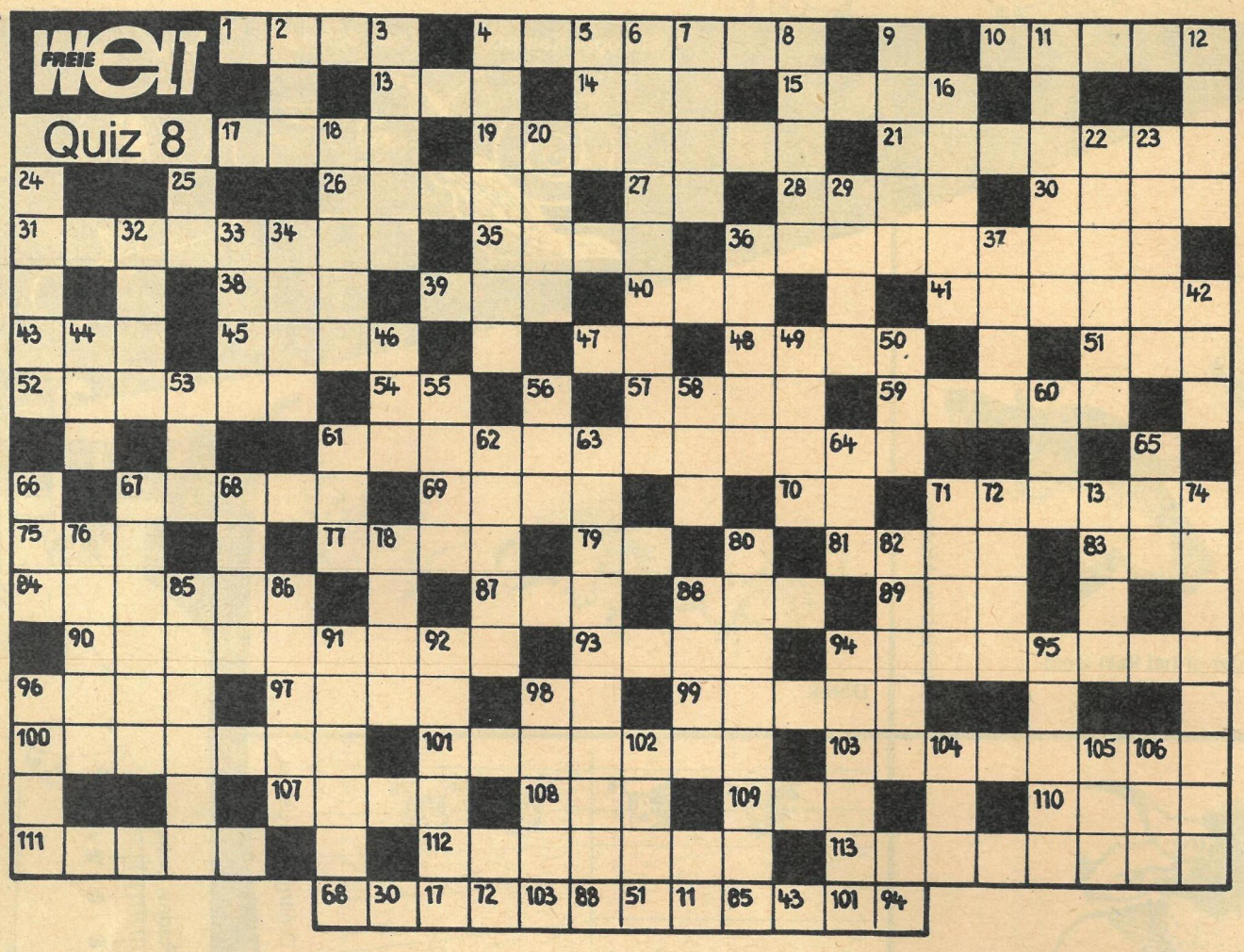
Die Guh gibt Milch und stammt aus Leipzig.
Wer zuviel Milch trinkt, der bekneipt sich.
Der Ochse gibt statt Milch: Spinat.
Er spielt am Nachmittage Skat.

Ringelnatz



Steger

Niemals kräht eine Kuh wie ein Hahn. Luther



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Fährte, 4. Komponist der Oper „Fürst Igor", 10. altnord. Göttin der Jugend, 13. Operette von Lehár, 14. Angehöriger eines altnord. Göttergeschlechts, 15. ethischer Begriff, 17. Mädchenname, 19. kalter Fallwind des Rhône-Tals, 21. Gesichtspunkt; Ansicht (Mz.), 26. luftgetrockneter Lehmziegel, 27. französ. Stadt südl. von Reims, 28. kleines Nagetier, 30. Stoffumschlag, 31. saure Würztunke, 35. Inn-Nebenfluß, 36. Federballspiel, 38. Meeresbucht im O der Insel Nowaja Semlja, 39. Universität (Kurzw.), 40. Nische vor Hochgebirgswänden, 41. Ort i. d. französ. Pyrenäen nördl. von Pau, 43. türk. Herberge, 45. Flüßchen bei Aschersleben, 47. Ludolfsche Zahl, 48. Oka-Nebenfluß, 51. Mädchenname, 52. ein Tagfalter, 54. chem. Zeichen für Natrium, 57. Roman von Zola, 59. ein Schwermetall, 61. Alternsforschung, 67. Mädchenname, 69. Schabeisen der Kammacher, 70. span. Artikel, 71. Fluß im östl. Teil Brasiliens, 75. Küstenort im S von Peru, 77. ein Waschpulver, 79. Tierprodukt, 81. Mädchenname, 83. Zitatensammlung, 84. das in einer bestimmten Zeit zu Leistende, 87. rillenart. Vertiefung, 88. Speisefisch, 89. Nura-Nebenfluß in Kasachstan, 90. sowj. Schriftsteller („Wie der Stahl gehärtet wurde"), 93. russ. Männername, 94. Stadt im NW des europ. Teils der RSFSR, 96. Ob-Nebenfluß, 97. Hauptstadt der Ukraine, 98. russisch: ja, 99. Salzsee bei Wolgograd, 100. bewegliche Verbindungen, 101. Meeresteil südl. von Nagasaki, 103. erster sowj. Stadtkommandant von Berlin 1945, 107. Kuchengewürz, 108. internat. Hilferuf, 109. strikte Verneinung, 110. südamerik. Fußballstar früherer Jahre, 111. Witterungserscheinung, 112. Fahrgastbetreuer auf Schiffen, 113. aus dem Sternbild Löwe kommende Sternschnuppenfälle (alljährl. im November).

Senkrecht: 2. Drehpunkt, 3. offener Schiffsankerplatz, 4. italienisch: Baby, Kleinkind, 5. Vorgebirge, 6. Stadtteil Moskaus (m. Fernsehturm), 7. ungar. Schriftsteller, 8. Küstenort südöstl. von Chabarowsk/sowj. Fernost, 9. Schlaferscheinung, 11. Fluß im SW des europ. Teils der UdSSR, 12. Lufthauch, 16. saure Würzflüssigkeit, 18. Ort südwestl. von Most/ČSSR, 20. mittelital. Stadt am Esino, 22. Porzellanerde, 23. Hauptstadt Tunesiens, 24. größte Stadt des USA-Staates Nebraska, 25. chem. Zeichen für Nickel, 29. Blutgefäß, 32. oberital. Fluß zur Adria, 33. engl. Männername, 34. Aufgeld, 36. italien. Philosoph, von der Inquisition als „Ketzer" verbrannt (am 17. 2. 1600), 37. Verbindungsstelle, 42. Opern- u. Konzertsänger der DDR, 44. Vulkan auf Mindanao/Philippinen, 46. Fluß im südl. Peru, 49. Künstlergehalt, 50. griech. Göttin der Verblendung, 53. Operngestalt aus „Schneeflöckchen", 55. Opernlied, 56. engl. Zahlwort, 58. Gebirgsweide, 60. arab. Männername, 61. luftförm. Brennstoff, 62. kleine sowj. Insel zwischen den Halbinseln Jamal und Taimyr, 63. Moskauer Kaufmann (1832–1898), Begründer der nach ihm genannten Gemäldegalerie, 64. Rheinnebenfluß, 65. französisch: nein, 66. Hinweis, 67. Vertreter eines Staates im Ausland, der besonders mit wirtschaftl. Aufgaben betraut ist, 68. sowj. Fluß in Fernost, 71. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 72. Theaterplatz, 73. törichter Mensch, 74. kleine Heringsfische, 76. italien. Männername, 78. gezierte Haltung, 80. oberitalien. Großstadt, 82. Tafelgemälde, 85. steile enge Treppe, 86. Kaffeesorte, 88. griech. Kriegsgott, 91. Schriftsteller und Drehbuchautor der DDR (Genesung), 92. schwach alkohol. russ. Getränk, 94. Erfinder des Dynamits, 95. Kurzhalsgiraffe, 96. altgriech. Wettkampf, 98. berühmter Rechenkünstler (1824–1861), 102. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 104. griech. Buchstabe, 105. englisch: Rot, 106. französisch: Insel.

★ ★ ★

Mit dem Wort „Weltrekord" verbindet sich für viele von uns der Gedanke an sportliche Höchstleistungen. Der Weltrekord, von dem hier die Rede sein soll, betrifft die Kunst, hundert Jahre alt zu werden. Das Land, in dem die meisten Hundertjährigen leben, ist eine Unionsrepublik im Osten Transkaukasiens. Bei einer Gesamtbevölkerung von rund sechs Millionen leben dort eintausendzweihundert Menschen, die hundert und mehr Jahre alt sind. Und das ist Weltrekord!

Der Name dieses Heimatlandes der Hundertjährigen ist das Lösungswort unseres Rätsels.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 8 oder die Zahlenleiste auf der Postkarte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 22. August 1984 (Poststempel). Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 19/1984 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. Preis	25,– Mark

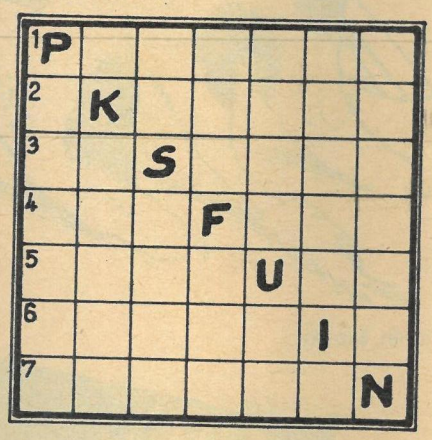
Schach

Duell der Europameister

Die Hälfte der 18 Teilnehmer an der 51. UdSSR-Meisterschaft in Lwow bestand aus Debütanten, unter ihnen die Junioreneuropameister 1983 Jan Elvest und Valeri Salow, der 1984 siegte und 1980 Kadettenweltmeister war. In der ukrainischen Schachhochburg lieferten sie sich ein lebhaftes, inhaltsreiches Gefecht.

SIZILIANISCH, J. Elvest (Tallinn) – V. Salow (Leningrad): **1. e4 c5 2. Sf3 e6 3. d4 cd 4. S:d4 Sc6 5. Sc3 d6 6. Le3 Sf6 7. f4 Le7 8. Dd3 Dc7 9. 0-0-0 0-0 10. Tg1 S:d4 11. L:d4 e5 12. fe de 13. Dg3 Ld6 14. Sb5 Da5 15. S:d6 ed 16. e5 Sd7? 17. e6 fe 18. Lc4 Sf6 19. Lb3 Ld7 20. S:b7 Dh5 21. T:d4 Tab8 22. Sd6 Dh6+ 23. Kb1 a5 24. c3 Dh5 25. Se4 Df5 26. Lc2 Sd5 27. Sc5 Df7 28. Dh3 Schwarz gab auf.**

Füllrätsel



1. scharfes Gewürz, auch Gemüse, 2. tönerne Schnabelflöte, 3. deutscher Dichter und Dramatiker („Emilia Galotti"), 4. Dickhäuter, 5. Bezeichnung für die staatl. Ord-

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche;
Redaktionssekretär:
Barbara Schablinski

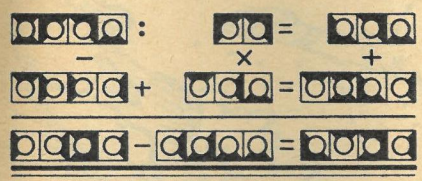
Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

nung des Geldwesens, 6. Provinz im Süden Kanadas, 7. südeurop. Staat.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben – von 1 bis 7 – den Namen eines sowj. Schriftstellers („Gold").

Raten und Rechnen

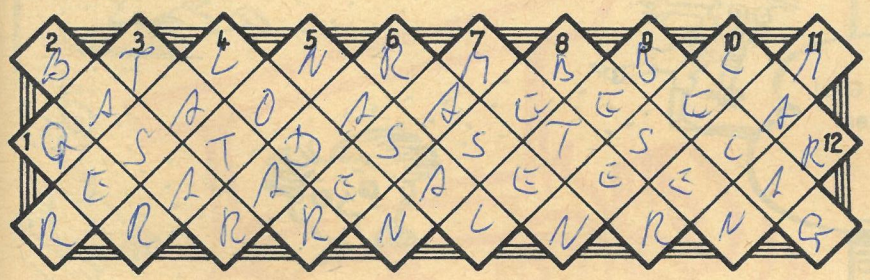


Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

Silbenrätsel

Aus den Silben al – an – ba – bern – chif – de – de – der – der – e – er – es – fre – furt – ge – gel – ger – hu – kla – lan – lun – men – mus – ne – ne – nen – nie – no – ran – rat – ren – rho – sig – stein – te – tel – ten – ti – tur – wach – wisch sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben – beide jeweils von oben nach unten gelesen – ein Zitat aus Shakespeares „Romeo und Julia" ergeben (ue = ü):
1. islam. Bettelmönch, 2. Bezirk der DDR, 3. Wettlauf, Wettfahrt, 4. westeurop. Königreich, 5. Teil der Funkanlage, 6. wasserreichster Strom Frankreichs, 7. fossiles Harz, 8. flüssige Speisewürze, 9. Namen-, Wörterverzeichnis, 10. inneres Organ, 11. hellster Stern im Sternbild Stier, 12. verschlüsseltes Schriftzeichen, 13. nährstoffreiche Bodenschicht, 14. große Raubkatze, 15. ein Feldhuhn, 16. Saugwurm, 17. Schädlingsnagetier.

Schräge Reihen



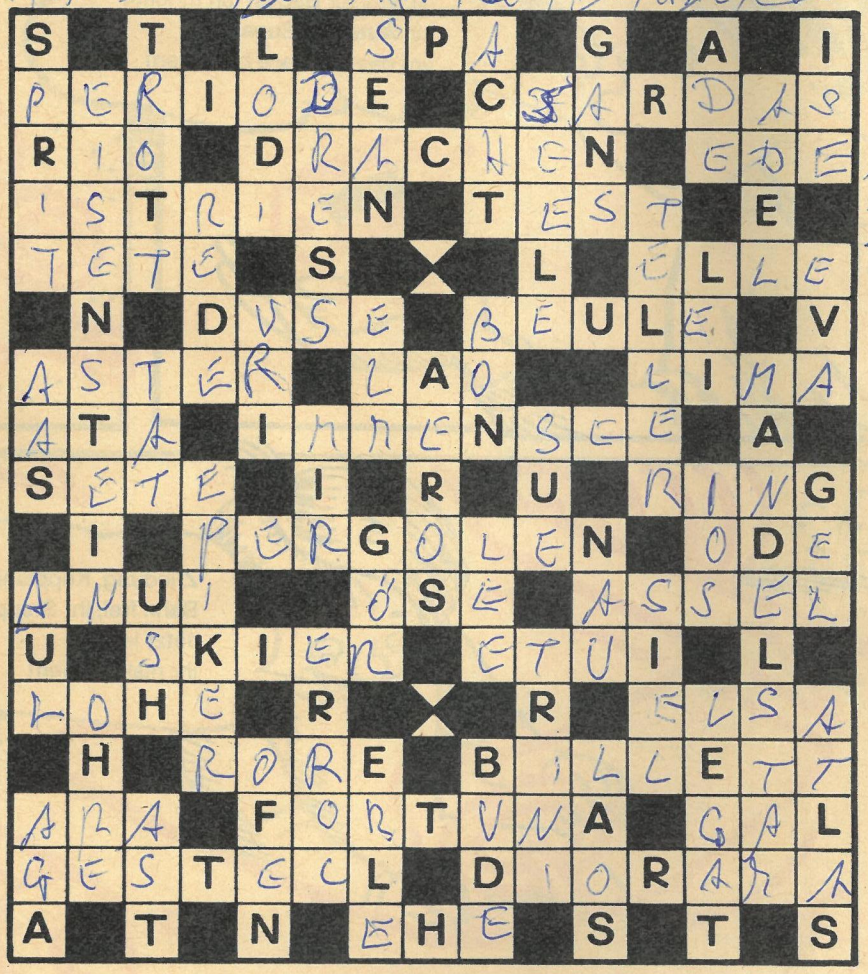
Von der Zahl nach rechts unten: 1. Wurfspieß, 2. oriental. Markt, 3. Sowjetbürger, 4. Stoff für Wetterkleidung, 5. Nasenlaut, 6. Grünfläche, 7. Längenmaß, 8. Gerät zur Fußbodenreinigung, 9. Brotzutat, 10. Langarmaffe.
Von der Zahl nach links unten: 3. Abschnitt der Woche, 4. Lichtwellenverstärker, 5. Jurist mit Sonderbefugnis, 6. Funkmeßverfahren, 7. Zeichnung im Holz, 8. ein Segel, 9. Genußmittel der Malaien, 10. ein Grundschulfach, 11. Handwerks- und Künstlerberuf,12. nord. Meeresriesin.

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Regel – Lunge – Sport – Beete – Schule – Harfe – Stadion – Natron – Scheck – Beize
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für ein Zugstück bzw. eine Glanznummer im Zirkus oder Varieté.

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Herbstblume, 2. Abschiedsgruß, 3. ein Scheuerpulver, 4. herrschende Klasse im Feudalismus, 5. Fluß südwestl. von Gorno-Altaisk (SW-Sibirien), 6. Kartenwerk, 7. kleines Krebstier, 8. Tierkadaver, 9. Zahlwort, 10. amerikan. Riesenkröte, 11. Betriebsteil des Staatszirkus der DDR, 12. Dorfsiedlung der Turkvölker, 13. Papageienart, 14. Baumteil, 15. Gutschein, 16. Fahrkarte; Eintrittskarte, 17. einfaches Holzhäuschen, 18. svw. Delle, 19. ungarischer Tanz, 20. Schaubild, 21. ein Fabeltier, 22. englisch: Kleidung, Sportkleidung, 23. weltberühmte italien. Schauspielerin (1858–1924), 24. Titelgestalt eines Kinderbuches von Alex Wedding, 25. bedeut. sowj. Filmregisseur (gest. 1948), 26. altes Längenmaß, 27. svw. Dichter epischer Werke, 28. Behältnis, 29. engl.-amerik. Männername, 30. Laubbaum, 31. Operngestalt aus Wagners „Lohengrin", 32. Bergrücken bei Braunschweig, 33. Lebensbund, 34. Mädchenname, 35. Glücksgöttin, 36. Schwimmvogel, 37. Maß der Beschleunigung (nach Galilei), 38. ausgeflockter Niederschlag, 39. Teil einer Brille, 40. niederdeutsch svw. kleines Kind, 41. kleine griech. Insel, 42. jugoslaw. Halbinsel im NO der Adria, 43. japan. Heiligtum bei Osaka, 44. Novelle von Th. Storm, 45. Schiefer, Fels, 46. Stadt südöstl. Mailands, 47. Gerbmittel f. d. Lederherstellung, 48. Staat in Hinterindien, 49. südamerik. Hauptstadt, 50. Windschatten, 51. Volk in Laos, 52. Vermächtnis, 53. sowj. Physiker (1879–1944), 54. russisch: Frieden, 55. Opern- u. Konzertsänger der DDR, 56. feierl. Gedicht, 57. Elbe-Nebenfluß in der ČSSR, 58. Verschlußteilchen, 59. Wärmespender, 60. Laubengänge in Gärten, 61. regelmäßige Wiederkehr einer Erscheinung; Umlauf, Kreislauf, 62. Fingerschmuck, 63. spanisch: Fluß, 64. Vortrag, 65. frankoflämischer Komponist des 16. Jh., 66. Motorentreibstoff (Kurzw.), 67. irischer Männername, 68. Badeort in Belgien, 69. svw. Psyche, 70. südfranzös. Hafenstadt, 71. französ. Schriftsteller des 19. Jh., 72. Wintersportgerät (Mz.), 73. kleine Deichschleuse, 74. Handlung, 75. Teil des Eßgeschirrs, 76. Prüfversuch, 77. lässige Gangart, 78. Truppenspitze, 79. Jugendbuch von Ludwig Renn, 80. ein schweizer. Urkanton, 81. Nebenfluß des Pripjat (nordwestl. von Kiew).



Auflösungen aus Heft 15/1984

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Grit, 4. Ise, 7. Indium, 13. Star, 16. Samoilowa, 17. Margarete, 20. Stol, 22. Tri, 23. Aue, 25. Aniene, 26. Ritt, 27. Tom, 28. Maison, 30. Tango, 32. Amsel, 34. Ebene, 35. Kar, 36. Labe, 37. Nor, 38. Toskana, 41. Gelb, 45. Ria, 48. AN, 49. Adebar, 52. Isabell, 56. Thomaner, 59. Ia, 60. Ahoi, 63. Akt, 64. Ire, 66. neu, 67. Ilim, 69. Torr, 70. Belletristik, 73. Oran, 76. Lese, 77. eur., 78. Oda, 79. Eni, 81. Nase, 82. IL, 83. Fuhrmann, 86. Novalis, 88. Omelno, 90. K.o., 92. Fes, 94. Neun, 97. Etagere, 101. Sel, 103. Ewer, 106. Ohr, 108. Kopra, 109. Kirow, 111. Adana, 113. Trento, 116. Ain, 117. Note, 118. Mollen, 120. Gur, 122. Sau, 123. Prag, 124. Ostankino, 125. Hasenbrot, 126. Ehre, 127. Engert, 128. Lia, 129. Lahr.

Senkrecht: 1. Gesten, 2. Isomer, 3. Tal, 4. Iota, 5. Sirius, 6. Elis, 7. Iwan, 8. Nau, 9. Uman, 10. Mangel, 11. Age, 12. Kreml, 13. Streb, 14. Teiler, 15. Retina, 18. Rio, 19. Ana, 21. Tobolsk, 24. Eta, 28. Met, 29. Oma, 31. Arg, 33. Saba, 35. Kanone, 39. Kr., 40. nah, 42. Ern, 43. Bariton, 44. Pelikan, 46. Igor, 47. Ob, 50. BAM, 51. Rat, 52. Iason, 53. Atlas, 54. Eva, 55. Libelle, 56. Telefon, 57. Meter, 58. Aurum, 61. Hobel, 62. Irbis, 65. Res, 68. Lid, 71. Iraker, 72. Luv, 74. Rage, 75. neo, 76. Lie, 80. Nigeria, 84. Heu, 85. Not, 87. Ar, 89. Meer, 91. AG, 92. Frunse, 93. Sektor, 95. Erdene, 96. non, 98. Aar, 99. Ernani, 100. EKO, 101. Sparta, 102. Langer, 104. Wiese, 105. Roman, 107. Hag, 110. Won, 111. Ali, 112. Añon, 113. Trat, 114. Esel, 115. Tuba, 119. Lkw, 121. Uhr, 123. Pol.

Kreuzgitter. Waagerecht: Nager (46), Ale (1), Eleve (11), Ilm (29), Tas (64), Blume (7), Moa (42), Praha, (50), Sasse (59), Tre (65), Bess (8), Kel (34), Trakt (66), Aar (2), Pas (51), Raab (53), Uman (68), Alibi (3), Helga (27), Lila (38), Emil (12), Lee (39), Bob (9), Seele (60), Ulme (69), Skat (61), Gnu (23), Unita (70), Gasse (24), Hus (28), Reibe (54), Nis (47), Uhr (71), Riege (55), Eis (13), Eloge (14).
Senkrecht: Nabob (48), Gruss (25), Ries (22), Amme (4), Etat (16), Espe (18), Etage (20), Email (22), Mast (44), Spa (63), Raabe (58), Eva (15), ATA (5) Krug (36), Ina (33), Roi (57), Krim (35), Pol (52), Sal (62), Ahle (6), Mal (45), Nie (49), Labe (40), Beben (10), Lel (41), Ill (30), Ist (31), Era (21), Ern (17), Este (19), Ungar (72), Messe (43), Kairo (37), Theke (67), Gene (26), Uhse (73), Usus (74), Irre (32).

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Met, 2. Magen, 3. Selen, 4. Tibet, 5. Meter, 6. Laken, 7. Radau, 8. Paste, 9. Karre, 10. Kai.
Von der Zahl nach links: 3. Sam, 4. Tegel, 5. Milet, 6. Leben, 7. Raten, 8. Paket, 9. Kader, 10. Kasan, 11. Tartu, 12. Ire.
Wabenleiste: 1. Fimmel, 2. Grimma, 3. Uganda, 4. Danton, 5. Stolle, 6. Seelow. – Frunse.
Schach: 1. Dh7 e6+ 2. Sfe7+ S:e7 3. De4 Matt; 1. ...e5+ 2. Sce7+ Ke6 3. Dg8 Matt.
Silbenleiste: 1–2= Piano, 3–4= Liane, 5–6= Aragon, 7–8= Mirakel, 9–10= Libelle, 11–12= Tabelle, 13–14= Milano, 15–16= Roulade. – Arabella.
Magisches Quadrat: 1. Altar, 2. Laura, 3. Tunis, 4. Aries, 5. Rasse.
Füllrätsel: 1. Latten, 2. Platin, 3. Galati, 4. Arelat.

Raten und Rechnen:

870	:	15	=	58
–		×		+
214	+	24	=	238
656	–	360	=	296

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberstift

6

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau.

Nach dem Ball

Fortsetzung von Seite 35

dem ich etwa hundert Schritt gegangen war, konnte ich im Nebel eine große Anzahl schwarzer menschlicher Gestalten erkennen. Es waren allem Anschein nach Soldaten. Sie exerzieren wohl, dachte ich und näherte mich zusammen mit einem Schmied, der in einer schmierigen Pelzjoppe, mit einem Schurz um den Leib und einem Packen auf dem Arm, vor mir herging, der Gruppe. Soldaten in schwarzen Uniformen waren in zwei Reihen aufmarschiert und standen sich Gewehr bei Fuß gegenüber. Hinter ihnen standen ein Trommler und ein Flötist und wiederholten unaufhörlich ein und dieselbe schrille, unangenehm klingende Melodie.

‚Was machen sie dort?' fragte ich den Schmied, der neben mir stehengeblieben war.

‚Ein Tatar wollte flüchten, da muß er jetzt Spießruten laufen', antwortete der Schmied und warf einen wütenden Blick auf das untere Ende der Soldatenreihen.

Als ich nun genauer hinblickte, gewahrte ich eine grauenhaft aussehende Gestalt, die sich zwischen den Reihen der Soldaten auf mich zu bewegte. Es war ein Mann mit entblößtem Oberkörper, der an die Gewehre zweier Soldaten gebunden war und von ihnen vorwärts gezerrt wurde. Neben ihm schritt ein stattlicher Offizier in Mantel und Mütze, dessen Gestalt mir bekannt vorkam. Während der Delinquent, am ganzen Körper zuckend und mühsam durch den Schneematsch watend, sich allmählich immer mehr meinem Standort näherte, prasselten von beiden Seiten unaufhörlich Schläge auf ihn nieder; taumelte er dabei nach hinten – stießen ihn die Unteroffiziere, die ihn an den Gewehren führten, nach vorn; stürzte er vornüber – zerrten sie ihn, damit er nicht hinfiel, wieder zurück. Und ohne von seiner Seite zu weichen, ging mit festen, elastischen Schritten der stattliche Offizier neben ihm her. Es war Warenkas Vater mit dem rosigen Gesicht und dem aufgezwirbelten weißen Schnurrbart!

Bei jedem Schlag drehte der Gezüchtigte, als sei er erstaunt, sein vor Schmerz verzerrtes Gesicht nach der Seite, von der ihn der Schlag getroffen hatte, und wiederholte, seine weißen Zähne entblößend, jedesmal ein und dieselben Worte. Erst als er ganz in meine Nähe gekommen war, konnte ich die Worte verstehen, die er sagte oder vielmehr wimmernd hervorstieß: ‚Brüder, liebe Brüder, erbarmt euch, erbarmt euch!' Allein die Brüder erbarmten sich nicht, und als der kleine Trupp unmittelbar vor mir angelangt war, sah ich, wie der mir gegenüberstehende Soldat entschlossen einen Schritt vortrat, den Stock schwang und ihn mit voller Wucht auf den Rücken des Tataren niedersausen ließ. Der Tatar taumelte vornüber, doch die Unteroffiziere stützten ihn, und ein ebenso wuchtiger Schlag traf ihn von der anderen Seite, und dann wieder von dieser, und wieder von jener. Der Oberst, der die ganze Zeit neben ihm ging und abwechselnd auf den Boden und auf den Gezüchtigten blickte, atmete in vollen Zügen die Luft ein und blies sie, die Wangen blähend, zwischen den gespitzten Lippen wieder aus. Als der kleine Trupp an der Stelle vorbeikam, an der ich stand, konnte ich für einen Moment den Rücken des Gezüchtigten sehen: kreuz und quer mit Striemen bedeckt, rot und triefendnaß von Blut, bot er einen dermaßen grauenhaften Anblick, daß ich nicht glauben konnte, einen menschlichen Körper vor mir zu haben.

‚O mein Gott!' stammelte neben mir der Schmied.

Der Trupp entfernte sich wieder – und nach wie vor prasselten von beiden Seiten auf den stolpernden und sich krümmenden Tataren die Schläge nieder, nach wie vor wurde die Trommel geschlagen und die Flöte geblasen, und nach wie vor ging neben dem Gezüchtigten mit festen Schritten die stattliche Gestalt des Obersten. Auf einmal blieb der Oberst stehen und trat schnell an einen der Soldaten heran.

‚Ich werde dir gleich helfen!' hörte ich ihn wütend schreien. ‚Wirst du wohl richtig zuhauen? Wirst du wohl?'

Und ich sah, wie er mit seiner kräftigen, in einem Wildlederhandschuh steckenden Hand den erschrockenen, schwächlichen kleinen Soldaten ins Gesicht schlug, weil der den Stock nicht mit genügender Wucht auf den roten Rükken des Tataren hatte niedersausen lassen.

‚Gebt frische Spießruten her!' rief er, und als er sich dabei umsah, bemerkte er mich. Er gab sich den Anschein, mich nicht zu kennen, und wandte sich mit grimmig verzogenem Gesicht gleich wieder ab. Mich befiel eine so grenzenlose Scham, daß ich nicht wußte, wohin ich blicken sollte; als wäre ich bei einer weiß Gott wie schlimmen Missetat ertappt worden, senkte ich die Augen und beeilte mich, nach Hause zurückzukehren. Auf dem ganzen Weg schallten mir noch die Trommelschläge und Flötenklänge in den Ohren, und ich hörte entweder die Worte: ‚Liebe Brüder, erbarmt euch!' oder wie der Oberst wütend mit seiner herrischen Stimme schrie: ‚Wirst du wohl richtig zuhauen? Wirst du wohl?' Ich war dermaßen niedergeschlagen, daß ich eine fast physische Übelkeit verspürte und mehrmals stehenblieb, weil mir schien, nach all den schrecklichen Eindrücken, die ich eben in mir aufgenommen hatte, würde ich mich jeden Augenblick übergeben müssen. Wie ich nach Hause gekommen bin und mich niedergelegt habe, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur, daß ich jedesmal, wenn ich gerade einschlummern wollte, alles wieder hörte und vor mir sah und aufsprang.

Anscheinend muß er doch etwas wissen, was ich nicht weiß, dachte ich hinsichtlich des Obersten. Wüßte ich das, was er weiß, hätte ich auch eine Erklärung für das, was ich gesehen habe, und der Gedanke daran würde mich nicht mehr quälen. Doch soviel ich auch nachsann, ich konnte mir nicht vorstellen, was das Besondere war, was der Oberst wußte. Ich schlief erst gegen Abend ein, und auch das erst, nachdem ich zu einem Freund gegangen war und mich mit ihm sinnlos betrunken hatte.

Meinen Sie nun etwa, ich hätte damals ohne weiteres angenommen, daß das, was ich gesehen hatte, etwas Unrechtes war? Durchaus nicht. Wenn das mit solcher Selbstverständlichkeit getan wird, dachte ich, und alle es für notwendig halten, dann müssen sie doch wohl etwas wissen, was ich nicht weiß, und ich bemühte mich, es zu ermitteln. Doch trotz all meiner damaligen und späteren Bemühungen habe ich es nie erfahren können. Ohne das zu wissen, konnte ich aber nicht die militärische Laufbahn einschlagen, wie ich es ursprünglich beabsichtigt hatte, und so bin ich weder Offizier geworden noch sonst irgendwo in Staatsdienste getreten und habe mich, wie Sie sehen, zu nichts tauglich erwiesen."

„Nun, das können Sie uns nicht erzählen, daß Sie zu nichts tauglich gewesen sind", warf einer von uns ein. „Sagen Sie lieber, wie viele Menschen zu nichts getaugt hätten, wenn Sie nicht gewesen wären."

„Nun, das ist totaler Unsinn", erklärte Iwan Wassiljewitsch ehrlich überzeugt.

„Und was ist aus Ihrer Liebe zu der Tochter des Obersten geworden?" fragten wir.

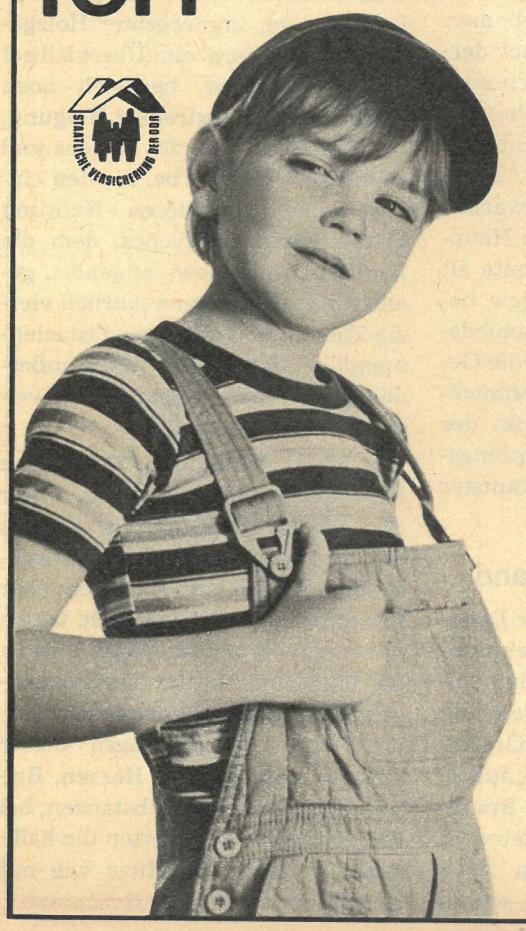
„Aus meiner Liebe zu ihr? Nun, die verblaßte von dem Tage an. Wenn sie über etwas nachsann und dabei, wie sie es häufig tat, lächelnd vor sich hinblickte, fiel mir jedesmal ihr Vater ein, wie ich ihn damals auf dem Platz gesehen hatte, und mich überkam ein peinliches, unangenehmes Gefühl. Ich vermied es immer mehr, mit ihr zusammenzutreffen, und schließlich erloschen meine früheren Gefühle für sie ganz ... Ja, so können mitunter Umstände eintreten, die das Leben eines Menschen wandeln und ihm eine andere Richtung geben. Und da behaupten Sie ..."

Damit schloß er seine Erzählung.

Aus dem Russischen von Hermann Asemissen, redaktionell gekürzt.

Lebensversicherung zugunsten von Kindern

Ich bin dafür!



Wir hoffen, Sie als Eltern auch. Durch eine Lebensversicherung zugunsten Ihres Kindes, die z.B. zur Berufsausbildung oder zur Hochzeit ausgezahlt wird, können Sie es beim Start ins Leben finanziell unterstützen.

Unsere Mitarbeiter beraten Sie gern ausführlich.

Heute schon an morgen denken - rechtzeitig versichern!

Sikandar D.

Zu einem Flächenbrand kam es an bewaldeten Hängen der Tschinsai-Schlucht im Süden der Tadshikischen SSR. Trotz sofort einsetzender Bekämpfungsmaßnahmen verursachte das Feuer erheblichen Schaden…

Aus einer Pressenotiz

Wir sahen die Schlucht, wie er sie gesehen hatte. An jenem Tag. Die steilen Flanken der Berge unter dem hohen, durchsichtigen Himmel, Schneegipfel am Horizont, tief unter uns das Silberband des Pjandsh, der die Schmelzwasser des Pamir zum Amu-Darja führt. Tschinsai – das bedeutet „Tal der vierzig Schluchten".

Nicht mehr zu sehen das Grün, das vor kurzem noch den Steilhang bedeckte: die für diese Gegend typischen, wie von Menschenhand gesetzten Reihen der Pistazienbüsche, terrassenförmig aufsteigend bis zum Kamm der Höhenrücken. Jetzt aber: alle Vegetation verbrannt. Nur die Steine sind geblieben in der rissigen, von Ruß geschwärzten, mit Asche vermengten Erde.

Der Forstmann Sikandar Dshumajew war mit seinem Motorrad unterwegs ins Revier, als er im kniehohen, zunderdürren Gras die Feuerzungen bemerkte, die – Gezücht rotglänzender Schlangen – langsam bergwärts krochen. Da und dort flammte ein einzelner Baum wie eine Fackel auf.

Dshumajew warf das robuste Gefährt herum. Mit weithin wehender Staubfahne schoß es den schmalen Hirtenpfad entlang – in Richtung auf die Hütte des alten Waldhüters, der die anderen Arbeiter des Forstgenossenschaftsbetriebes zu alarmieren hatte.

Als erster kam Sikandar Dshumajew wieder am Brandort an, ging mit einem Stück Sackleinen und einem Bündel kräftiger, dicht befiederter Pistazienzweige gegen das Grasfeuer vor, schlug die Flammen nieder, trat die Glut unter der derben Leinwand mit den Sohlen aus. Eine Gruppe abseits stehender Bäume konnte so von der schlimmsten Gefahr befreit werden. Zwei, drei, fünf der stattlichen Gewächse mit ihren breit ausladenden Häuptern – jedes etliche Jahrzehnte alt – waren gerettet. Dshumajew bemerkte nicht, daß an verschiedenen Punkten des Steilhangs die Gestalten seiner Kollegen auftauchten; Männer vom Stützpunkt des chemischen Brandbekämpfungsdienstes schleppten ihre Kanister heran.

Löschen mit bloßer Hand

Immer tiefer drang Sikandar Dshumajew in das vom Rauch verdunkelte Wäldchen ein. Durch den aufkommenden Wind sprangen die Vorreiter der Flammen von Grasinsel zu Grasinsel, setzten die äußersten Wedel der Gehölze in Brand. Einen Baum nach dem anderen in der am meisten bedrohten Zone nahm sich Dshumajew vor, schlug Brandnester aus, trat glimmende Holzreste in den Boden. Zwei, drei Baumreihen mit zwanzig, dreißig Kronen schienen vor der Vernichtung bewahrt.

Dennoch – ein ungleicher Kampf, den die Waldarbeiter führten. Weit und breit kein Tropfen offenen Wassers, kein Löschfahrzeug bewältigte die Geröllhänge, kein Hubschrauber konnte manövrieren in den engen, vielfach gewundenen Einschnitten in die Landschaft. Selbst bergerfahrenen Leuten blieben Brandherde an mancher Stelle unerreichbar.

Höchste Zeit für Dshumajew, an seine Sicherheit, den Rückzug zu denken. Jeden Augenblick konnte der Wind sich drehen. Warnende Zurufe verschlang das Prasseln des Feuers… Der einsame Mann blieb auf dem selbstgewählten Posten, arbeitete wie besessen, stemmte die Kraft seiner dreiunddreißig Jahre dem wütenden Element entgegen.

Pistazienhaine sind der Reichtum des südlichen Tadshikistan, sie bilden hier das größte geschlossene Wildvorkommen der Sowjetunion. Das harzige, immergrüne Holzgewächs, botanisch ein Überbleibsel aus dem Tertiär, besiedelt noch Steilhänge von extremer Neigung, bremst die Erosion des Bodens und schützt die Grasnarbe, die den einheimischen Haustieren Nahrung bietet. Der Forstkolchos, dem die Familie Dshumajews angehört, gewinnt aus den Hainen jährlich vierzig Tonnen hochwertiger Pistaziennmandeln, das Revier wird außerdem für den Weidegang von zweitausend Schafen genutzt.

Der Wind schlug um. Trieb eine Feuerwand über den Hang. Unter den Füßen Dshumajews begann der Boden zu schwanken; zwei-, dreimal rasten die Flammen über ihn hinweg. Glühende Bälle trafen ihn – am Körper, am Kopf… Es ist der chemische Inhalt der Sumachgewächse, der im Feuer so verderblich wirkt. Die Pflanzen dieser Gruppe sind reich an Harzen, Balsamen, ätherischen Substanzen; bei den Pistazien explodierten die halbreifen Früchte vor Hitze wie mit siedendem Öl gefüllte Geschosse.

Zeichnung: Bernhard Kluge

Zwei Arbeiter holten Sikandar Dshumajew aus dem Glutmeer. Sein Gesicht, die Arme verkrustet mit Teer, Ruß und Blut. Einen Verunglückten, der bei vollem Bewußtsein war. Sein Blick suchte die Stelle am Hang, die er verteidigt hatte. „Sind… die Bäume… sind… alle noch da?“ – „Natürlich stehen sie, vom ersten bis zum letzten!“ Der ihm mit solcher Bestimmtheit antwortete, war sein Freund Baratow. Oben auf dem Berg brannte gerade jene Einzelgruppe nieder, die dank Dshumajew bisher verschont geblieben war.

Vernunft und Risiko

Dem Sieg, heißt es im Tadshikischen, wird ein Buch zuteil – der Niederlage kaum ein Satz… Wer will behaupten, Sikandar Dshumajew wäre ein unverantwortlich hohes Risiko eingegangen, Einsatz und Erfolgsaussichten bei dem Kampf um drei Dutzend alter Bäume hätten sich in einem Mißverhältnis befunden?

Niemand würde ein Wort des Tadels geäußert haben, wenn er nach Abgabe seiner Meldung den Brand vom Rande des Geschehens „überwacht“, die Zeit bis zum Eintreffen der anderen mit einer weniger gefährlichen Beschäftigung hingebracht hätte. Wenn aber einer handelt aus ehrlichem Beweggrund, dann stellt er keine Spekulationen an; er tut, was ihm am nötigsten erscheint. Mut zum Risiko wird gern gelobt – unter der Bedingung, daß der Erfolg nicht ausbleibt. Was aber mit dem, der unterliegt, weil er wider alle Vernunft sich blinden Naturgewalten entgegenstellt – wie Hochwasser, Erdbeben, Feuersbrünsten? Ist er nicht ein bloßer Wagehals?

„Wir tragen dich.“ Das war der Entschluß, mit dem Baratow den fieberhaften, blitzschnellen Kreislauf seiner Gedanken beendete. Es gab keine andere Möglichkeit. Sinnlos, ärztliche Hilfe nach diesem für jedes Fahrzeug unzugänglichen Platz anfordern zu wollen; selbst der Feldscher der Forstwirtschaft war stundenweit entfernt, der Weg zur Kammhöhe vom Feuer versperrt. Blieb nur der Abstieg.

Ein Sack für Sammelgut wurde aufgeschnitten, eine Decke darüber gebreitet, dann legten einige Männer die gewebten, mehrfach um die Hüfte geschlungenen Schalgürtel der tadshikischen Landbewohner ab, zogen sie unter der „Trage“ hindurch. „Gehen wir!“ – Keiner der vier, die wie selbstverständlich den Gurt auf ihre Schultern nahmen, konnte im Augenblick ermessen, worauf er sich einließ.

Vier Mann am Gurt

Talmarsch – erste Stunde. Dshumajew gab ein schwaches Zeichen zum Anhalten. „Dreht mich um… halte das nicht aus… mein Rükken.“ – Sie drehten ihn um und stiegen den Steilhang hinab. Oft mußte sich das hintere Trägerpaar auf Knien bewegen, damit der nicht angeschnallte Dshumajew einigermaßen in der Waagerechten blieb. Erstickende Hitze hing zwischen den Bergwänden, dichter Rauch erschwerte das Atmen.

Talmarsch – zweite Stunde. Der Verletzte verlor zum erstenmal das Bewußtsein. Steinschotter kollerte unter den ausgleitenden Stiefeln der Träger, die Männer arbeiteten sich durch Dorngestrüpp, stolperten über Wurzeln.

Talmarsch – dritte Stunde. „Wasser.“ Mit den letzten Tropfen aus der Feldflasche betupften sie Dshumajews Gesicht, feuchteten sie ihm die Lippen an. (Baratow: „Mir lag statt der Zunge ein Ziegelstein hinter den Zähnen!“).

Talmarsch – vierte Stunde. Dshumajew, bei einer kurzen Rast aus der Bewußtlosigkeit erwacht, bat wieder, ihn umzudrehen. Stumm schauten die Männer zu Boden. Der Verletzte gab ihnen das Beispiel fast übermenschlicher Tapferkeit. Wie er kämpfte, sich mühte, unter der Folter dieses Weges nicht den Verstand zu verlieren. Auf einen Schmerzenslaut, der sich ihm entrang, andere unterdrückte.

Talmarsch – fünfte Stunde. Die Erschöpfung hatte die Männer taub gemacht gegen den Schmerz. Sie spürten nicht die Krämpfe in den Fäusten, auf der Schulter, waren unempfindlich geworden gegen das Brennen ihrer Füße, gegen den Durst. Sie taumelten, stolperten, wankten. Nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit hätte von ihnen einer zusammenbrechen, als erster mit seinen Kräften am Ende sein müssen… Es konnte keiner zusammenbrechen, sonst wäre alle Anstrengung zunichte geworden.

Talmarsch – sechste Stunde. Die Gesichter der Träger waren dem des Verletzten ähnlich: verschwollen, mit Ruß bedeckt, rissige Lippen, wie im Fieber glänzende Augen. Später antworteten die Männer auf die Frage, welcher Gedanke ihnen unterwegs durch den Kopf gegangen sei.

Baratow: „Nur nichts überhören unter unserem Keuchen, Fluchen und dem Kollern der Steine. Nichts überhören, wenn Dshumajew sich bemerkbar machen wollte.“ – Imonow: „Daß nur die Tücher nicht reißen!“ – Abdullajew: „Weiter, um Himmels willen weiter…“ – Nasarow: „Ich hatte keine Gedanken, nur die Füße arbeiteten.“

Die siebente Stunde war nahe – da endlich die Straße, ein Auto… Die Kraft der Männer reichte noch, ihre Last behutsam niederzulegen. Dann fielen sie um, jeder nach einer anderen Seite.

Ein gewöhnliches Leben

Sikandar Dshumajew, Forstmann und Lehrer. Nach der eigenen Schulzeit die Jahre bei der Armee, dann das Pädagogische Institut, der erste Unterricht, den er an einer Schule erteilte. „Djadja Sikandar“, Onkel Sikandar, nannten ihn die Kinder. Schließlich die Rückkehr zum Forstkolchos auf den Hof des Vaters, dessen Gesundheit zu wünschen übrig ließ. Dshumajew zeigt den Leuten, was in der wasserarmen, steinigen Erde dieses weltverlorenen Gebirgswinkels im äußersten Süden Tadshikistans steckt. Er baut den Hof aus, umgibt ihn mit Grün. Pappeln, Akazien, Weiden entfalten ihre Wipfel, Nüsse, Granatäpfel, ja selbst Weinstöcke gedeihen unter seiner Hand. Ehefrau Marufat bringt als Erstling den kleinen Munawar zur Welt. Als Freunde und Bekannte in feierlicher Runde die Ankunft der Tochter Latofat begrüßen, sagt einer am Tisch: „Eigentlich sollten wir gar nicht erst fortgehen, ihr wollt euch doch nicht mit einem Pärchen begnügen?“ – Nach der Geburt Anwars, des Drittgeborenen, nimmt der Hausherr die scherzhafte Herausforderung auf. „Wirklich“, sagt er, „es dürfte sich für euch kaum lohnen, von der Kindsfeier aufzustehen…“

Im Krankenhaus des Ortes Pjandsh steht das gesamte medizinische Personal zur Aufnahme Dshumajews bereit. Fünfundvierzig Stunden ringen Ärzte und Schwestern, verstärkt durch die besten Köpfe, die fähigsten Hände des Gebietszentrums, um sein Leben. Hoffen – gegen alle medizinische Erfahrung – auf ein Wunder. Tag und Nacht, reihenweise im Korridor, sitzen Freiwillige zur Blutspende bereit. Nach fünfundvierzig Stunden, bei Sonnenaufgang, stirbt Sikandar Dshumajew unter den Händen des Chefarztes.

Wir sehen das Gehöft, wie er es gesehen. Junges Laub vor den Fenstern, unter den Mandelbäumchen eine Wiege. Der dritte Sohn der Dshumajews, der den Vater nie kennenlernt, schläft dort seinen behüteten Schlaf. Aufwachsen wird er in einer Gemeinschaft, in der Menschen nicht rar werden, die sich mit Selbstverständlichkeit an Unmögliches wagen.

Nach Gennadi Botscharow, „Literaturnaja Gaseta“, Moskau

FREIE WELT - Solidaritätstombola

Liebe Leser! Wieder möchten wir mit Ihnen gemeinsam die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 31. August 1984 vorbereiten. Wie im vergangenen Jahr bieten wir Ihnen unsere FREIE WELT-Solidaritätstombola. Wir denken dabei besonders an alle, die uns nicht an unserem Stand auf dem Alex besuchen können.

Das alles können Sie gewinnen:

- Zwei Silvesterreisen nach Leningrad 1984
- Zwei Winterreisen nach Jalta auf der Krim (Januar bis April 1985) (Bei Bedarf steht jeweils eine zusätzliche Reise für einen Partner auf eigene Kosten zur Verfügung.)
- Viele originelle Souvenirs aus Freundesland

So können Sie teilnehmen:

Überweisen Sie bitte einen Geldbetrag von mindestens 2 Mark auf das

Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Kennwort: FREIE WELT
Solidarität 1984

Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie auch hier das Kennwort dazu und schicken Sie die Karte an:

Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.

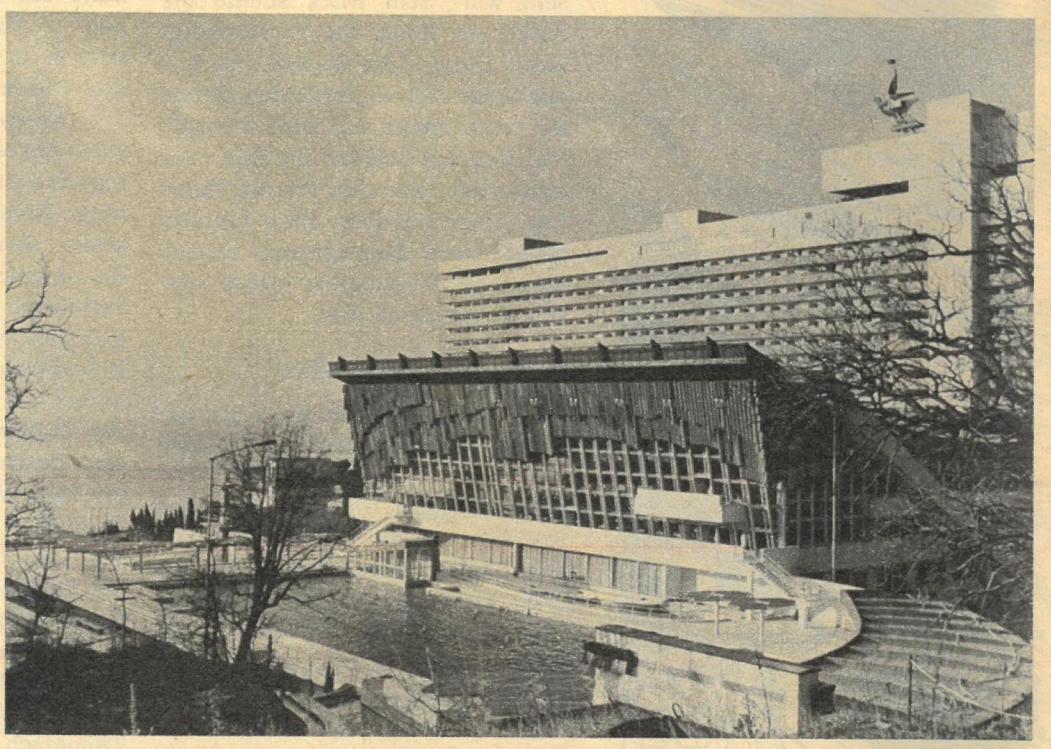
Oder

schicken Sie eine Spende für unser Verkaufsangebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex: Andenken, Handarbeiten, Bücher… Adressieren Sie Ihre Sendung an:

Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.

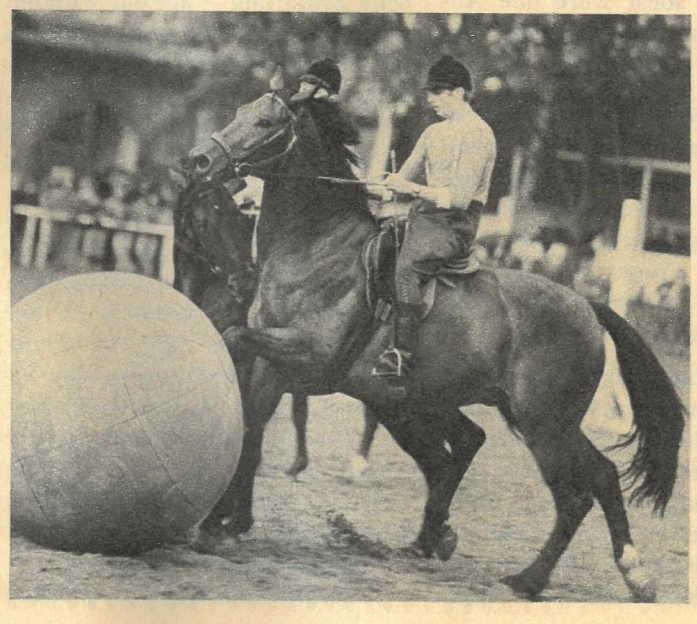
Jeder Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und *jede Geschenksendung* kommen in die Auslosung. Sie erfolgt am 31. August 1984. Die Gewinner werden im September in der FREIEN WELT veröffentlicht.

Helfen Sie mit, liebe Leser, damit die traditionelle Solidaritätsaktion auch in diesem Jahr wieder ein voller Erfolg wird. Machen Sie mit bei der Solidaritätstombola der FREIEN WELT!



Tombolagewinne

Hier wieder eine Auswahl: Jalta im Winter – auf dem Foto das Intourist-Hotel „Jalta" mit temperiertem Schwimmbecken; zwei Reisen in diesen Krimkurort gehören zu den Preisen. Und viele Souvenirs, darunter aus der Sowjetunion ein Tischläufer, ein Porzellanpüppchen, Tabletts mit Lackmalerei, Handtuchhalter mit Folkloremotiven, ein Salznapf mit Silberauflage, Stopfpilze und Matrjoschkas; aus der Ungarischen VR ein Gelenktäschchen und Zauberwürfel; aus der ČSSR Modeschmuck; aus der VR Polen eine Schultertasche aus Leder. Dazu kommen noch Sofakissen, Tischdecken, eine Bluse mit Stickerei, ein Plüschtier…



Pferde

So war es richtig in Folge 2 „Pferde in der UdSSR" (FW 13/84): Hengstdepot. Diese Einrichtung in Moritzburg gehört zur Pferdezuchtdirektion Süd. Die beiden anderen Pferdezuchtdirektionen der DDR sind in Neustadt/Dosse (Mitte) und Redefin (Nord). In Moritzburg widmet man sich neben der Hengsthaltung auch dem Ausbilden von Sportpferden. Jedes Jahr im August/September finden an drei Wochenenden Hengstleistungsschauen mit vielseitigen Vorführungen statt, anziehend für Pferdefreunde aus nah und

Außerhalb der Tombola auch diesmal wieder eine Liebhaber-Rarität:

Sonderangebot

Ein Sammelalbum mit 168 Filmstarfotos – **der** Leckerbissen für alle Freunde von Willi Schwabes „Rumpelkammer“ (Foto unten: Marlene Dietrich). Wer bis zum 20. August 1984 brieflich am meisten dafür bietet, erhält per Nachnahme das Album mit der Post. Bitte schreiben Sie uns. Kennwort: FREIE WELT Solidarität 1984. Über unser Angebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex am 31. August 1984 informieren wir im nächsten Heft. Soviel schon heute: Hase-und-Wolf-Puzzles sind erneut dabei, Spielsachen aus der UdSSR, neue Gewürzaufkleberserien und wertvolle Arbeiten von Zirkeln aus Häusern der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft.

Gewonnen

... im großen Preisausschreiben der Freundschaft (FW 10/84)!

Wir gratulieren 35 Lesern zu einer Flugreise nach Moskau vom 3. bis 9. November 1984 zu den Feierlichkeiten der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution: Christine Ahnert, Hohenstein-Ernstthal; Dieter Börner, Karl-Marx-Stadt; Katrin Ullner, Magdeburg; Herta Ullrich, Schmalkalden; Inge Böttcher, Rostock; Ursula Schreiber, VEB Waggonbau Niesky; Erich Pommer, Magdeburg; Lothar Andersch, Völpke; H. Joachim Kramer, Neuruppin; Irmgard Gahse, Bischofswerda; Kolletiv Zählerwartung Energieversorgung, Mühlhausen; Kurt Hübner, Torgau; Dietmar Wunderlich, Bautzen; Inge Gramer, Blankenfelde; Ursula Mölke, Hoyerswerda; Hans Plöger, Malchow; Karin Seyferth, Oelsnitz; Ruth Böhme, Burg b. Magdeburg; Ernst Gulich, Zittau; Evelyn Schenk, Suhl; Günter Wolff, Potsdam; Heinz Seifert, Leisnig; Ingo Wallner, Böhlen; Renate Kleber, Berlin; Ute Schleicher, Krakow a. See; Hildegard Kupe, Worin; Isolde Regener, Dresden; Herbert Kaulisch, Bernau; Heiko Mauersberger, Marienberg; VEB Studiotechnik Berlin, Kollektiv „Thomas Müntzer“; Ilse Schallke, Leinefelde; Marie Husung, Erfurt; Torsten Herr, Görlitz; DSF-Kollektiv Kinderkrippe „S. Marschak“, Greifswald; Marco Fritsche, Halle.

Die richtige Auflösung: 1. Sowjetische Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR; 2. Wolgograd; 3. Berlin – Moskau; 4. Borispol; 5. 1956; 6. Berlin – Taschkent; 7. Otto Grotewohl; 8. Uljanowsk; 9. BAM; 10. Sputnik; 11. 1984; 12. Russischer Winter; 13. Ich war dabei; 14. Siebenter Himmel.

fern. Das Foto zeigt Roß und Reiter beim Pushball. Es gewannen: 150 M Familie Röber, Leipzig; 100 M Kurt Stapel, Thalheim; 50 M Elsbeth Kurtz, Radebeul. Und so war es richtig in Folge 3 (FW 14/84): Semjon Michailowitsch Budjonny. Die Aufnahme des Budjonny-Denkmals unweit der russischen Stadt Brody schickte uns Gertraude Schliesch aus Leipzig. Es gewannen: 150 M Elli Elberg, Prenzlau; 100 M Achmed Nickstadt, Bug (Rügen); 50 M Günter Rockstroh, Eibenstock.

Redaktion: Ingrid Buchholz/Elke Grahl; Fotos: Detlev Steinberg, Volker Hohlfeld (2), Margot Kornhaas, Vignetten: Detlev Schüler

Preisfrage

Heft 16/84

Der Maler Heinrich Vogeler schuf 1936 das Porträt eines sowjetischen Schriftstellers. Wie heißt er?

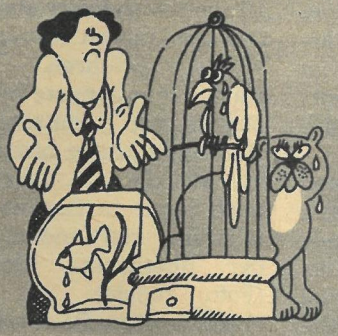
Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 18/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 15. August 1984. Auflösung von Heft 13/84: 24. Wir gratulieren Christine Tscharnke aus Gernrode.

Lehrgangsresümee: Weiter so!

„Die Materialien aller Lehrgänge habe ich gesammelt, denn lieber nachgeschlagen als gestammelt ...“ Auf diese originelle Weise gab uns unser Leser *Volker Stemmle* aus Falkensee in einem Vers zu verstehen, daß er den FREIE WELT-Russischlehrgang für sich nutzbringend anzuwenden weiß. Ähnlich äußerten sich viele andere Leser zum Abschluß des nunmehr fünften Russischlehrgangs. Für Sie nun, liebe Leser, ein kleiner Überblick: „Ich habe mir diese Seiten aufgehoben. Sie enthalten für den Anfänger das Notwendigste. Am liebsten wäre mir, wenn es so wie bisher weiterginge“, schreibt Reiseleiterin *Inge Scholze* aus Dresden. „Diese Sätze und Redewendungen sind kein Schulbuchrussisch.“ Über dieses Lob von *Berka Petzsch* aus Falkenhain

freuen wir uns natürlich auch. Ebenso darüber, daß der angehende Russischlehrer *Frank Oelschlägel* aus Zwickau meint: „Da ich schon zweimal in der Sowjetunion war, weiß ich, wie wichtig gerade diese umgangssprachlichen Wendungen sind.“ Wenn nun *Christian Schiefer* aus Görlitz erklärt, daß er vieles davon in seinem Russischunterricht verwenden konnte, so wissen wir natürlich nicht, ob er den Lehrgang als Lehrer oder Schüler nutzte. Gleichwohl, unsere Absicht scheint auch hier ihren Zweck erfüllt zu haben. Allerdings sollten noch mehr Kontrollfragen zur Vertiefung des mühsam Erlernten veröffentlicht werden, fordert *Jutta Walkowiak* aus Halle. Und *Fräulein Haft* aus Bernburg wünscht sich ein größeres Rätsel. Da möchten wir noch nichts Genaues versprechen. Aber bei der Preisfrage können wir uns festlegen: Keine Bange, *Frau oder Herr Föhre*, die wird auch in einem nächsten Lehrgang nicht fehlen. Gerade dadurch wollen wir Sie doch anregen, nochmals nachzuschlagen, zurückzublättern, denn „повторение – мать учения“ – „Wiederholung ist die Mutter der Weisheit“.

Mit *Gisela Maak* aus Pößneck zollen viele Leser dem Grafiker und Gestalter ein großes Lob. *Werner Götz* aus Leipzig, *Otto Michalke* aus Halle und *Arno Paul* aus Zeulenroda bedanken sich für die FW-eigene Umschrift, die ihnen mit der Betonung auch eine annähernd richtige Aussprache ermöglicht. Es fiel ihnen aber schon schwerer, die Intonation, das Auf und Ab mit der Stimme, zu bewältigen. – Hier sind wir offenbar doch an der Grenze der Möglichkeiten einer Zeitung angelangt. Ein Klangbild können wir nicht mitliefern.



Im Gegensatz zu *Marianne Stern* aus Halle, die gar nicht so entscheidend findet, welches Thema in Zukunft behandelt wird, sondern daß überhaupt eine Fortsetzung folgt, schlagen *Angela Müller* aus Güstrow, *Elfriede Riesner* aus Zwickau, *Kirstin Neschke* aus Dresden, *Michael Wübken* aus Naumburg, *Hella Weber* aus Mühlhausen, *Lilli Schulze* aus Himmelsberg, *M. Pätz* aus Freiberg, um nur einige zu nennen, folgende Gebiete vor: Sitten und Bräuche, Volkskunst, Diskussionen über Kunst und Kultur, Anekdoten, Stadtbesichtigungen, Touristik und Wandern, Einkauf, Natur, Garten- und Hausarbeit, Tabelle mit Obst- und Gemüsebezeichnungen, Berufsbezeichnungen, Technik, Freiberg und das Montanwesen ... Solche eingeengten Themen bzw. Sprachkurse für bestimmte Berufszweige oder ganze Wortsammlungen würden wohl über unser Anliegen hinausgehen. Aber Sprichwörter für *Martina Priebe* aus Stadtilm, *Sigrun Wußmann* aus Gera können wir sicherlich wieder einmal einbauen. Vieles von dem, was sich *Frieda Altmann* aus Görlitz, *Elsemarie Tunna* aus Wittenberg und andere Leser zur DDR und Berlin, zu Familie, Wetter, Mode, Kochen, Sport, Freizeitbeschäftigung überhaupt wünschten, haben wir Ihnen schon in den letzten drei FW-Lehrgängen in Redewendungen angeboten. Für *Madlen Langer* aus Hoyerswerda, *Renate Vogel* aus Kamenz, die sich für einen Briefwechsel-Kurs interessierten, und alle, die um eine Nachauflage der letzten beiden Lehrgänge baten: „Russisch von Haus zu Haus“ sowie „Russisch für Gastgeber“ werden – noch in diesem Jahr – vom Zentralvorstand der Gesellschaft für DSF als Broschüre herausgegeben! Genaues werden wir rechtzeitig bekanntgeben. Die Weltfestspiele der Jugend und Studenten 1985 in Moskau sind uns eine willkommene Gelegenheit, auch die Wünsche von *Herrn Netter* aus Ludwigsfelde und Opa *Rudolf Schulze* aus Eula zum Thema „Jugend“ zu erfüllen. Den Weltfestspielen widmen wir unseren nächsten FW-Sprachkurs.

Und was meint die Autorin? Wir wünschen uns, daß diese Lehrgänge als echte Nachschlag- bzw. Lernprogramme genutzt werden. Wenn sich *Eva Weise* aus Tröglitz ohne grammatische Hinweise zurechtfindet, so meinen demgegenüber *Andreas Meyhöfer* aus Berlin, *Wolfgang Leu* aus Hoyerswerda und viele andere, daß die Grammatik zu kurz gekommen ist. Das finden wir auch. Satzmodelle haben ja außer der lexikalischen auch eine grammatische Struktur, und die muß man sich bewußt machen, wenn man das Modell abwandeln will. Um Ihnen den Weg zu eigener Aussage zu ebnen, wollen wir Ihnen im nächsten Lehrgang ein grammatisches Minimum dazuliefern.

Oberlehrer Hella Borchert-Rymarowicz, Humboldt-Universität zu Berlin

Gewinner

der 7. Lektion (Heft 13/84): das Chochloma-Service – Hildegard Rösler, Seebach; drei Wörterbücher – Erich Grimmer, Karl-Marx-Stadt; die Holzschatulle – D. Kund, Hoyerswerda. In die Preisfragesätze waren einzusetzen: забуду, пора, путешествия. Lösungswort des Füllrätsels: Латвия.

Auch als Ruine überwältigen uns die gewaltigen Ausmaße des Portals von Ak-Sarai, dem Timurpalast auf dem zentralen Platz der Stadt (Foto oben). Das majestätische Baudenkmal stammt aus dem 14./15. Jahrhundert und ist 38 Meter hoch. Mit einer Spannweite von über 22 Metern war das Tor einst das größte derartige Bauwerk Mittelasiens.

Schachrisabs ist eine der ältesten Städte Usbekistans, im dritten Jahrhundert vor der Zeitenwende gegründet. Sie liegt etwa 80 Kilometer südlich von Samarkand und ist nur per Straße zu erreichen. Die Route führt über das landschaftlich reizvolle Serawschangebirge entlang der historischen Großen Seidenstraße. An ausgedehnten Weinbergen, Baumwollfeldern und den für die Seidenraupenzucht unentbehrlichen Maulbeerplantagen vorbei geht es von Samarkand zunächst durch hügeliges Gelände zum Waldgebiet Aman Kutan, wo Intourist einen erfrischenden Rastplatz eingerichtet hat.

Danach folgt eine kurvenreiche Fahrt bis hinauf zum Tachtakaratscha-Paß in 1675 Meter Höhe. Rund tausend Meter tiefer breitet sich Schachrisabs aus, die „Grüne Stadt" – so heißt sie in der wörtlichen Übertragung.

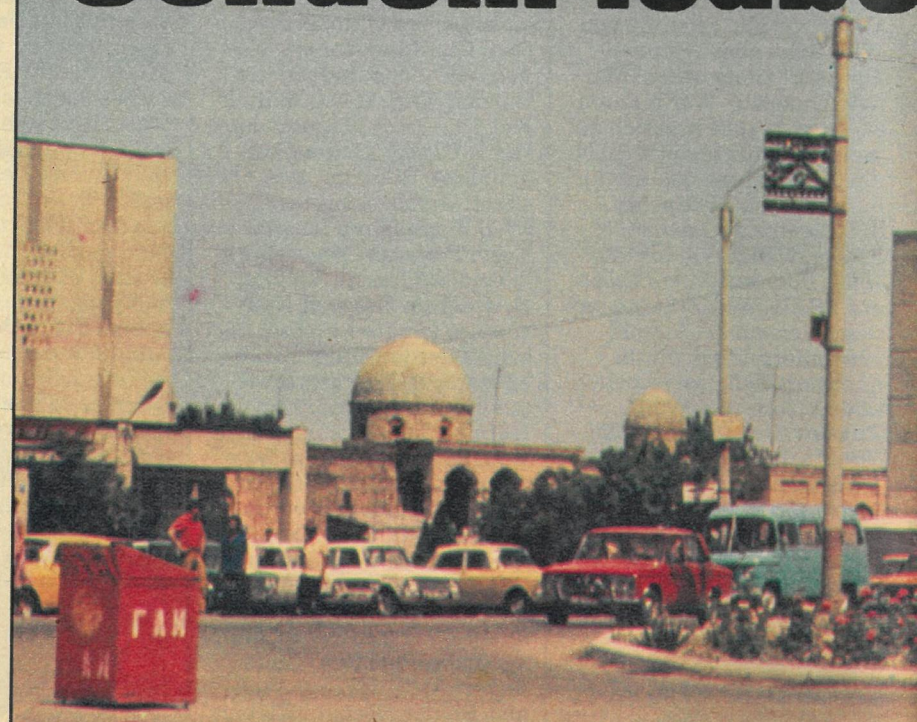
Wie in Buchara, Chiwa und Samarkand prägen auch dort Medresen, Minarette und die blauen Kuppeln von Mausoleen aus verschiedenen Jahrhunderten die Altstadt. Anziehungspunkte für unsere Reisegruppe waren neben dem Ak-Sarai-Palast auch die Memoriale Darus-Siadat und Dar at-Tilabat mit der in den Jahren 1437/38 errichteten Grabstätte des Universalgelehrten Ulug-Bek. Sie erhielt später den Namen Gumbaz-Zaidan, was soviel wie „Kuppel der Zaiditen" bedeutet. Jüngeren Datums ist die Kasy-Gusar-Moschee mit einer Sommergalerie auf Holzsäulen.

Die meisten dieser Bauwerke werden seit Jahren restauriert, und – wie wir erfuhren – durch verstärkte Fundamente möglichst erdbebensicher gemacht. Erhalten sind auch einige orientalische Bäder aus dem 15. Jahrhundert, die noch heute in Betrieb sind. Ebenfalls über vierhundert Jahre alt ist der überdachte Tschorsu-Basar (Foto rechts): ein fünfeckiges kreuzförmiges Bauwerk aus Ziegelsteinen mit einer Zentral- und vier kleineren Eckkuppeln. In diesem Gebäude befinden sich viele kleine Läden und Verkaufsstände. In Usbekistan sind nur drei ähnliche Basare erhalten.

Im Umfeld moderne Wohnhäuser und eine Teppichfabrik, die man durch Vermittlung von Intourist besichtigen kann. Vor der Rückfahrt nach Samarkand probierten wir nach Landessitte grünen Tee in einer Tschaichana.

Text und Fotos: Hans-Peter Gaul

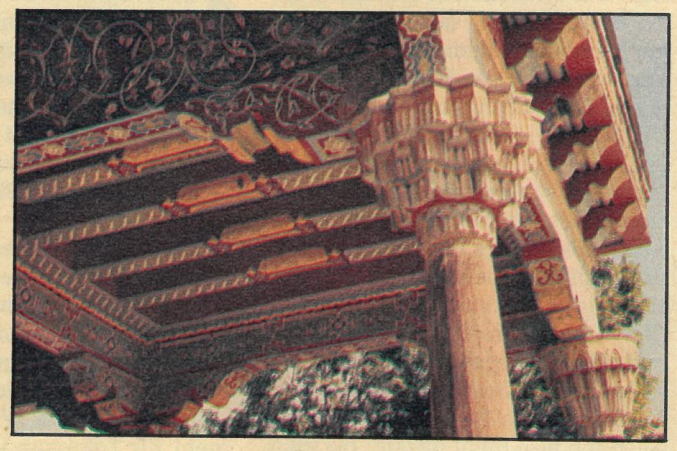
Schachrisabs

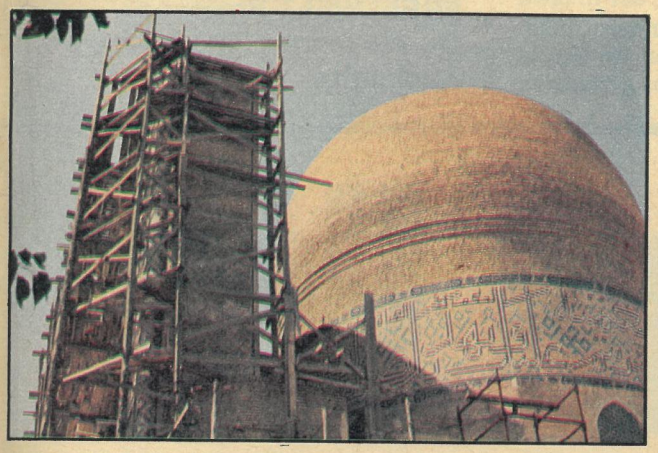


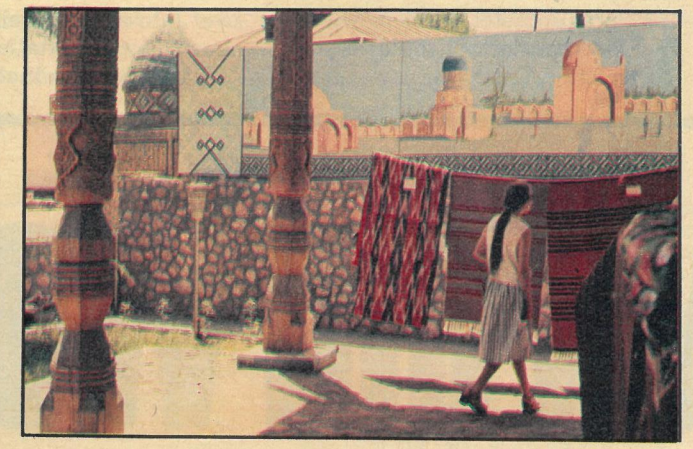
FREIE WELT Tourismus

Rast im Serawschangebirge (links); orientalisch bunt die Verkaufsstände auf dem Tschorsu-Basar im Stadtzentrum (oben); die Fotos rechts zeigen: ein Deckendetail des Teehauses, farbenprächtige, handgeschnitzte Holzwaren, Restaurationsarbeiten am Memorialkomplex Dar at-Tilabat und einen Blick in eine Seitengasse.

ein neues Reiseziel in Mittelasien an der Großen Seidenstraße







REISESTENOGRAMM

Schachrisabs, etwa 50000 Einwohner, gehört zu den jüngsten internationalen Touristenzielen in der Sowjetunion. Tagesexkursionen dorthin enthalten die Programme verschiedener Mehrstädtereisen durch Mittelasien, zum Beispiel die Route Berlin-Taschkent (Direktflug)–Buchara–Samarkand–Schachrisabs–Samarkand–Duschanbe–Alma-Ata–Moskau–Berlin. Während der 13tägigen Reise legten wir rund 13000 Kilometer zurück.

Die höchste Temperatur erlebten wir in Duschanbe mit fast 40 Grad im Schatten. Weitere Exkursionen führten zum Nurek-Wasserkraftwerk und in die Warsob-Schlucht (Tadshikische SSR) sowie zum Eisstadion Medeo bei Alma-Ata (Kasachische SSR).

Sie arbeiten eng mit sowjetischen Partnern zusammen, bauten im Laufe der Jahre enge wissenschaftliche Beziehungen auf. Wann hatten für Sie persönlich diese Kontakte begonnen?

Vor fast 30 Jahren machte ich meine erste Bekanntschaft mit der UdSSR, als für eine kleine Gruppe von Fachleuten aus der DDR in einer Filiale des Kurtschatow-Instituts die Ausbildung begann. Dort erhielten wir die für die Inbetriebnahme des ersten Kernreaktors der DDR in Rossendorf bei Dresden notwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelt. Für mich als junger Physiker war es ein Wendepunkt in meinem Leben: Ich wurde an die Kernforschung mit großen Anlagen herangeführt und lernte an dem Prototyp eines Reaktors, den dann die DDR auf Grund eines Regierungsabkommens mit der UdSSR aus dem Jahre 1955 erhielt.

Sie waren dann beim Aufbau des Kernreaktors in Rossendorf dabei, leiteten zeitweilig den Bereich Reaktortechnik und Neutronenphysik in Rossendorf. Wie haben sich nach der Lernphase Ihre Verbindungen mit den sowjetischen Partnern entwickelt?

1963 fuhr ich mit einer kleinen Arbeitsgruppe für einige Monate an das Vereinigte Institut für Kernforschung in Dubna. Wir hatten eine spezielle experimentelle Technik entwickelt, die wir am Reaktor und dem danach in Rossendorf aufgebauten sowjetischen Zyklotron erprobt hatten. Es ging um die Untersuchung von kurzlebigen radioaktiven Kernzuständen, die sich in einem Zeitbereich zwischen tausendstel und millionstel Sekunden abspielen. Das war ein Forschungsgebiet, das auch international gesehen erst im Entstehen war. Wir hatten dafür in der DDR eine eigene experimentelle Methodik entwikkelt und überprüften und verbesserten sie an den Großgeräten in der UdSSR. Die Erfolge unserer Kooperation auf solch einem komplizierten und aufwendigen Forschungsgebiet bestärkten uns in diesem Verfahren: Erst an der Forschungsbasis zu Hause die Methode entwickeln und dann erst zum Partner gehen. Diese Arbeitsweise wurde typisch für unsere künftigen Projekte.
Für mich war die Zeit in Dubna auch deshalb besonders fruchtbar, weil man völlig in das gesamte wissenschaftliche und gesellschaftliche Leben integriert wurde.

Eine Gruppe von Wissenschaftlern Ihres Institutes beschäftigt sich mit einzelnen Problemen der gesteuerten Kernfusion. Dabei sollen leichte Atomkerne des Wasserstoffs zu Helium verschmelzen, wobei – wie auf der Sonne – große Energiemengen frei werden. An der Beherrschung dieser Energiequelle der Zukunft durch den Menschen arbeiten Wissenschaftler und Techniker in aller Welt. Auch Ihre Arbeiten sind mit sowjetischen Partnern abgestimmt. An welchem speziellen Problem der Kernfusion arbeitet Ihr Institut?

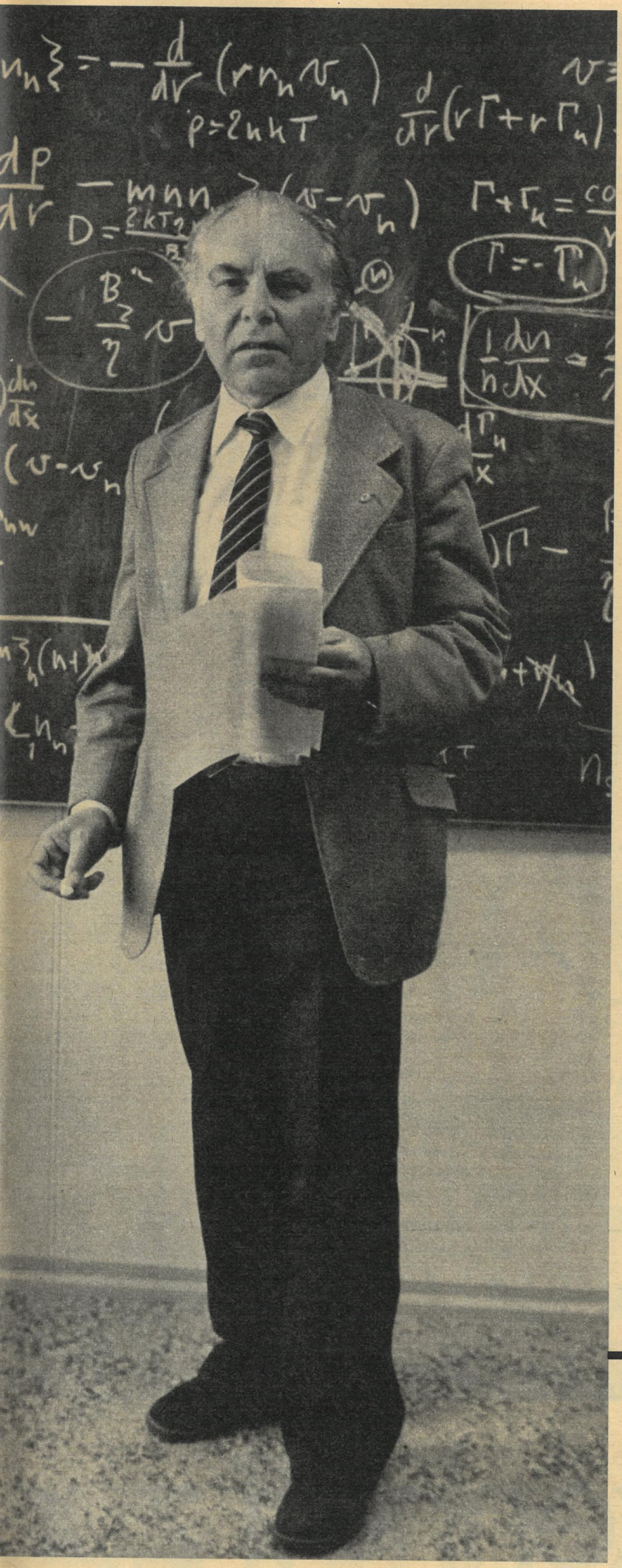
Mitte der siebziger Jahre stellten wir erste Überlegungen an, auf welchem Spezialgebiet der Kernfusion wir uns beteiligen könnten. Wir waren der Meinung, daß es auch für uns an der Zeit sei, sich diesem zukunftsträchtigen Gebiet der Kernenergetik zu widmen. Bekanntlich kann die Kernfusion nur in einem extrem hoch erhitzten Gas, das man dann „Plasma" nennt, stattfinden. Das Problem dabei besteht darin, das Plasma im Fusionsreaktor auf eine Temperatur von etwa 100 Millionen Grad – viel höher als die Temperatur im Mittelpunkt der Sonne – aufzuheizen und trotzdem stabil zusammenzuhalten. Nur dann kann durch die Kernfusion genügend Energie freigesetzt werden. Auf dem Gebiet der Gasentladungs- und Plasmaphysik hat unser Institut eine lange Tradition, wobei ein besonderer Forschungsschwerpunkt die Untersuchung der Vorgänge an den Elektroden von Gasentladungen war. Wir entschieden uns daher für die Untersuchung der Wechselwirkung zwischen dem heißen Plasma und der Wand von Kernfusionsanlagen. Daraufhin wurden wir in die UdSSR zu einem Besuch eingeladen, und wir konnten in verschiedenen Instituten des Landes Forschungsgeräte für die Kernfusionsforschung kennenlernen. Schließlich kamen wir überein, eine Diagnostikstation für die im Bau befindliche Anlage Tokamak 10 zu entwickeln. Sie war damals eine der leistungsstärksten Anlagen dieses Typs in der Welt. Wir warteten also nicht darauf, bis man uns etwas anbietet, sondern wir haben unserem Partner im Moskauer Kurtschatow-Institut einen eigenen Vorschlag unterbreitet. Unser unter Leitung von Dr. Helmut Wolff ausgearbeitetes Skizzenprojekt für die Diagnostikstation haben wir Akademiemitglied Boris Kadomzew vorgelegt, dem Leiter der Fusionsforschung des Kurtschatow-Instituts. Und es wurde akzeptiert. Diese internationale Aufgabe war auch das erste Projekt zum Bau einer solch umfangreichen Forschungsanlage am Zentralinstitut für Elektronenphysik. Unsere Facharbeiter, Meister und Ingenieure verfügen über gute Kenntnisse und Fertigkeiten auf solchen entscheidenden Gebieten der Ultrahochvakuumtechnik, Präzisionsmechanik, Elektronik und Computertechnik, die alle für den Bau dieser komplexen Anlage benötigt wurden. Unter anderem wurde für die Diagnostikstation bei uns ein spezieller Mikrorechner entwickelt, der jetzt an der Akademie der Wissenschaften der DDR sogar in Kleinserie gebaut wird. Das ist ein Beweis für den weitergehenden Nutzen solcher grundlegenden Forschungen. Die fertige Anlage wurde dann mit einem Lastzug nach Moskau transportiert und 1979 in Betrieb genommen. Sie bewährt sich bis heute. Fast ständig sind zwei bis drei unserer Mitarbeiter ins Kurtschatow-Institut delegiert, die dort mit dieser Diagnostikstation und mit anderen inzwischen bei uns entwickelten Diagnostikmethoden die Plasma-Wand-Wechselwirkung im Tokamak 10 untersuchen. Dabei wurde ein tieferes Verständnis der komplizierten Vorgänge in der Wandregion erreicht, was von praktischer Bedeutung für Konstruktion und Betrieb von Tokamak-Anlagen ist.

Im Jahre 1979 unterbreitete die UdSSR den Vorschlag, ein RGW-Zielprogramm auf dem Gebiet der Kernfusion an den Tokamak-Anlagen durchzuführen, so auch an der neuen Tokamak-Anlage 15, die zur Zeit aufgebaut wird. Die DDR beteiligt sich weiterhin nach ihren Möglichkeiten daran. Woran arbeiten Sie gegenwärtig?

Wir hatten mit der ersten Diagnostikstation wertvolle Erfahrungen gesammelt. Auch andere sozialistische Länder lieferten leistungsfähige spezielle Anlagen. Für uns lag die Idee nahe, auf unserem Gebiet weiterzuarbeiten. Wir bauen nunmehr für Tokamak 15, der in etwa zwei Jahren fertig sein wird, eine neue Diagnostikstation zur Untersuchung des wandnahen Plasmas und der Plasma-Wand-Wechselwirkung. Dieses Gebiet ist gewissermaßen eine Domäne der Wissenschaftler unserer Republik geworden. Wir arbeiten sehr intensiv daran. Das Kurtschatow-Institut lieferte einzelne Teile dazu, so zum Beispiel hochleistungsfähige Vakuumpumpen und große Rohrsektionen. Aus unseren Labors kommt der größte Teil der Baugruppen: die Ultrahochvakuumtechnik, die Mechanik, die Computertechnik usw. Im Vergleich zur ersten Diagnostikstation wird die neue wesentlich universeller einsetzbar sein. Die Transportsektion der Station, die die Proben in die Tokamak-Anlage einbringt, hat eine Länge von 18 Metern. Der ganze Vorgang läuft automatisch ab, auch das Messen selbst. Da gehört sehr viel Technik dazu, allein zwei Mikro- und ein Kleinrechner. Wir wollen die ganze Anlage hier zusammenbauen und ausprobieren, ehe sie voraussichtlich im nächsten Jahr in Moskau installiert wird.

Professor Dr. Karl Friedrich Alexander ist seit 1970 Direktor des Zentralinstituts für Elektronenphysik der Akademie der Wissenschaften der DDR. Ehemals Abteilungsleiter am Zentralinstitut für Kernforschung Rossendorf und dann Leiter des Bereichs Reaktortechnik und Neutronenphysik in den Jahren 1956 bis 1966, stellvertretender Direktor des Labors für Kernprobleme am Vereinigten Institut für Kernforschung in Dubna von 1966 bis 1968, wurde er 1970 korrespondierendes Mitglied und 1973 ordentliches Mitglied der Akademie. Vielschichtige Verbindungen, die zu bemerkenswerten wissenschaftlichen Ergebnissen auf dem Gebiet der gesteuerten Kernfusion, einer Energiequelle der Zukunft, geführt haben, unterhält sein Institut mit sowjetischen Kooperationspartnern. Darüber bat FREIE WELT Professor Dr. Alexander um nähere Auskünfte.

Auf ein Wort, Herr



Sie erwähnten vorhin den Mikrorechner. Gibt es ein ähnliches Beispiel, wo Teilergebnisse noch während des Forschungsprozesses in die Praxis übergeleitet werden?

Ja, das sind die sogenannten Vakuumschaltkammern für industrielle Zwecke. Bei uns am Institut entstand schon vor unserer Zusammenarbeit mit dem Kurtschatow-Institut im Zusammenhang mit einem Industrieprojekt, eben der Entwicklung dieser Schaltkammern, eine eigene Arbeitsrichtung. Die Schalter werden in der Elektrotechnik benötigt für den Mittelspannungsbereich, das heißt für Spannungen bis zu 36 Kilovolt. Mit ihnen können schwerlastige Vorgänger abgelöst werden, die noch auf Ölbasis arbeiten. Das führt zu erheblichen Einsparungen an Material- und Wartungsaufwand.
In Zusammenarbeit mit dem Institut Prüffeld für Hochspannungstechnik in Berlin wurden diese Schalter entwickelt. Die ersten Einsatzmuster sind unter anderem bei der Moskauer Metro erprobt worden und haben sich bereits bewährt.
Im Zusammenhang damit wurden bei uns Bogenentladungen im Vakuum untersucht. Man weiß, daß es solche Bogenentladungen in Tokamak-Anlagen gibt. Sie sind hier unerwünscht, weil sie zu Verunreinigungen des Plasmas führen. Jetzt werden die Bedingungen untersucht, unter denen solche Bögen in Tokamak-Anlagen entstehen.
Unser Mitarbeiter Dr. Burkhart Jüttner hat für diese Forschungsaufgabe eine spezielle Sonde entwickelt und gebaut, mit der er an Tokamaks in der ČSSR, der BRD und natürlich in der UdSSR wesentliche neue Erkenntnisse über die Existenzbedingungen von solchen Bogenentladungen im Tokamak gewinnen konnte.

Liegt bei diesem Umfang der Forschungen nicht der Gedanke nahe, einen eigenen kleinen Tokamak aufzubauen und zu betreiben?

Gewiß, wir haben längere Zeit mit dem Gedanken gespielt, auch in der DDR einen kleineren Tokamak aufzubauen. Wir hätten vom Kurtschatow-Institut sogar eine Anlage bekommen können, die dort nicht mehr benötigt wurde. Aber wir blieben Realisten: Es hätte viel Aufwand gekostet an Personal und Geld, die Anlage aufzubauen und zu betreiben. Wir freuen uns jetzt darüber, daß wir richtig entschieden haben. Mit solch kleinen Anlagen hätten wir nicht mehr an der vordersten Front des Gebietes forschen, sondern eigentlich nur noch Übungsaufgaben bearbeiten können. Die Zeit hat uns Recht gegeben: Wir sind mit der Übernahme eigener Aufgaben im Rahmen eines internationalen Programms und mit der Zulieferung spezieller, hochleistungsfähiger Geräte wie den Diagnostikstationen attraktive Partner geblieben, haben unsere Grundlagenforschung auf ein sehr aktuelles Gebiet orientiert.

Wann wird Ihrer Meinung nach der erste Fusionsreaktor in Betrieb genommen werden können, noch vor dem Jahre 2000?

Es gibt noch verschiedene Etappen in der Forschung, die erst bewältigt werden müssen. Der nächste Schritt wäre die sich selbst erhaltende Kernfusionsreaktion, die ebensoviel Fusionsenergie liefert, wie zum Aufheizen des Plasmas benötigt wird. Man erwartet allgemein, daß dieser physikalische Nachweis im Laufe der 80er Jahre erbracht wird, wahrscheinlich an einer der großen Tokamak-Anlagen in der UdSSR, den USA, Japan oder Westeuropa. Danach erst wird die nächste Generation von Fusionsanlagen erprobt, die jetzt schon auf den Reißbrettern sind und Fusionsenergie liefern sollen in Größenordnungen von einigen hundert Megawatt. Mit solchen Anlagen soll dann um die Jahrhundertwende das Zusammenspiel aller technischen Komponenten und die Eignung der verwendeten Materialien erprobt werden. Auf der Basis dieser Resultate könnte dann mit dem Bau erster Demonstrationskraftwerke begonnen werden. Nach vorsichtigen Schätzungen wird man kaum vor dem Jahre 2020 über ökonomisch arbeitende Fusionskraftwerke verfügen. Daraus können Sie schon entnehmen, eine eigenständige Forschung würde die wissenschaftlichen, technischen und auch ökonomischen Möglichkeiten kleinerer Länder wie der DDR bei weitem übersteigen. Deshalb ist die Kooperation über Ländergrenzen hinweg mit der UdSSR für uns so wichtig. Sie ermöglicht es der DDR, ihren Anteil an den wissenschaftlichen Grundlagen für die Kernenergetik des nächsten Jahrhunderts zu leisten.

Das Gespräch führte Jochen Mämecke.

Foto: Volker Hohlfeld

Professor!

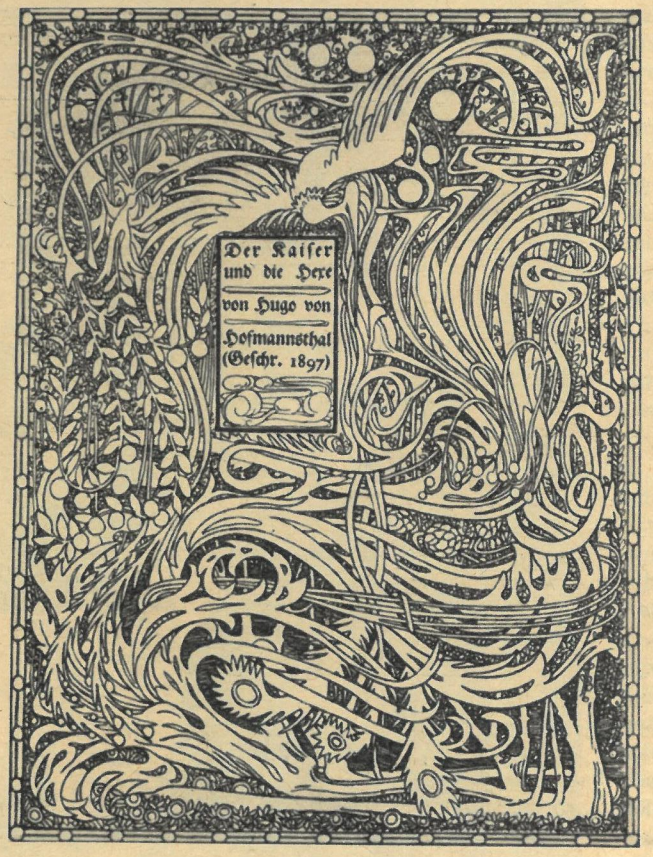
„... Sprechen wird man über ihn noch in Hunderten von Jahren. Es werden sich Legenden um die Gestalt des Mannes bilden, der sein ganzes Hab und Gut den Kindern von Kämpfern schenkte. Denn er liebte Kinder, und er liebte den Kampf und glaubte – glaubte trotz alledem unerschütterlich an die Zukunft der Menschheit ...“ Diese Worte gelten dem am 14. Juni 1942 im Kreiskrankenhaus der kasachischen Stadt Woroschilowsk verstorbenen deutschen Emigranten Heinrich Vogeler. Geschrieben hat sie der langjährige Kunstkritiker der „Roten Fahne“, Alfred Durus, wenige Wochen danach aus Taschkent an den gemeinsamen Freund Gregor Gog.
Wer war Heinrich Vogeler?

Ein Beitrag von Christine Hoffmeister, stellvertretende Direktorin der Nationalgalerie Berlin

Vom Barkenhoff zur

Zentralasien (Komplexbild),1928

Der junge Heinrich Vogeler und seine Jugendstilgraphik



Künstlerlexika weisen ihn als Zeichner, Radierer, Maler, Innenarchitekt, Kunstgewerbler, Buchkünstler und Dichter aus. Eine, an anderen Künstlern gemessen, lange Aufzählung. Sie ist trotzdem zu ergänzen: Vogeler entwarf Wohnhäuser, Bahnhöfe, er war Plakatgestalter, Designer, Kunsterzieher und Kulturtheoretiker. Was aber an diesem unvorstellbar umfangreichen, von tiefgreifenden weltanschaulichen Wandlungen zeugenden Schaffen besonders beeindruckt, ist die ungewöhnliche Lebensgeschichte seines Schöpfers. Der sowjetische Schriftsteller Michail Kolzow wollte, daß Vogeler sie Nikolai Ostrowski erzählte. Doch Vogeler, der ansonsten gern anderen Menschen Wünsche erfüllte, kam dieser Bitte aus Bescheidenheit nicht nach. Erst 1941 in Kasachstan hat er seine „Erinnerungen“ aufzuschreiben begonnen. Die folgenden Zitate sind seiner 1932 in Moskau notierten autobiographischen Skizze und seinem 1938 veröffentlichten Artikel „Erfahrungen eines Malers“ entnommen.

Der Liebling des Jugendstils

1894 übersiedelte der einundzwanzigjährige Absolvent der Düsseldorfer Kunstakademie Heinrich Vogeler in das in der Nähe seiner Vaterstadt Bremen gelegene Moordorf Worpswede. Bereits im Jahr darauf kaufte er sich einen kleinen Bauernhof, den „Barkenhoff“ – plattdeutsch für Birkenhof. „Die Erlebnisse seiner Jugend waren: der Garten, der Frühling, die Liebe zu einer Frau. Alle seine Empfindungen kleidete er, da es schöne und ruhige Empfindungen waren, in die schönen und ruhigen Formen vergangener Zeiten. Die Kunst der Minnesänger war ihm nah.“ Der Barkenhoff wurde größer und schöner, ein Inbegriff kultivierter Gestaltung und auserlesenen Geschmacks. Hier trafen sich Maler, Schriftsteller und Musiker zu Festen und geselligen Disputen. Rainer Maria Rilke, Carl Hauptmann, Rudolf Alexander Schröder, Max Reinhardt, Paula Modersohn-Bekker und viele andere zählten zu den Freunden des glücklichen Vogeler-Paares. Anerkennungen und Auszeichnungen machten den jungen Künstler schnell bekannt. Seit 1899 gehörte er zum festen Mitarbeiterkreis der stilbildenden Zeitschrift „Die Insel“. Seine märchenhaften Radierungen und virtuosen Buchausstattungen waren begehrt und ließen ihn zum gefeierten Vertreter des deutschen Jugendstils werden. Das Bürgertum förderte und verwöhnte ihn. Materiell ging es ihm

Vom Barken-hoff zur neuen Welt

ungewöhnlich gut. Trotzdem bohrte in ihm die Unzufriedenheit. Er wurde zunehmend unglücklicher über sich und seine Kunst. „Aber nicht das Leben selbst scheuchte ihn auf, sondern die künstlerische Widerspiegelung des Lebens in der Literatur: er las, zuerst widerstrebend, gequält, dann erschüttert und zuletzt voller Gier – Maxim Gorki. Erst ihm glaubte er, daß es außer seiner guten Traumwelt noch eine andere Welt gab…“

Der Aufbruch

Um der sich ankündigenden Krise seines künstlerischen Schaffens und seiner Ehe zu entfliehen, unternahm Vogeler mehrere Reisen und meldete sich schließlich 1914 als Kriegsfreiwilliger. Seine Fronterlebnisse enthüllten ihm das wahre Wesen des Völkermordens. Die Dekrete der Bolschewiki, die er als Nachrichtenunteroffizier zu Gesicht bekam, waren für ihn der letzte Anlaß, mit der Klasse zu brechen, der er entstammte und der seine Kunst gedient hatte.

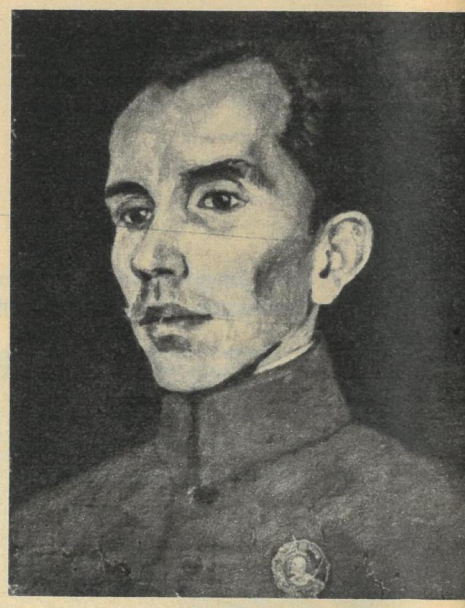
Weil Vogeler in Briefen an den Kaiser und an die Oberste Heeresleitung gegen den Brest-Litowsker Gewaltfrieden protestierte, sperrte man ihn in eine Irrenanstalt, und in Gefängnisse der Weimarer Republik kam er, weil er sich für die Entrechteten einsetzte. „Die Bremer Kommunisten, vor allem der Genosse Knief, trieben mich immer weiter zur revolutionären Konsequenz“, berichtet Vogeler selbst über den damals vollzogenen Wandel seiner Weltanschauung. „Der Barkenhoff war der Treffpunkt der russischen und französischen Kriegsgefangenen geworden. Der November 1918 brachte mich in den Arbeiter- und Soldatenrat und damit in die Praxis der revolutionären Arbeiter… Die internen Beratungen und Zusammenkünfte der Räterepublik hatten auf dem Barkenhoff ihre Unterkunft. Nach dem Zusammenbruch der Rätemacht wurde der Hof Durchgang und Zuflucht aller politisch verfolgten Kämpfer.“ 1919 gründete Vogeler gemeinsam mit zwei Metallarbeitern, einem Matrosen und zwei Fabrikarbeiterinnen auf dem Barkenhoff eine Arbeitskommune. Sie glaubten, damit innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft eine Keimzelle der kommunistischen Idee schaffen zu können. Zunehmende Zwiespälte ließen ihren utopischen Charakter hervortreten und führten zu ihrer Auflösung.

Bildnis des Schauspielers Heinrich Greif, 1937

Diese Jahre leidenschaftlichen Suchens und Erkennens gaben auch der künstlerischen Tätigkeit Vogelers neue Impulse. Er malte expressive Porträts von Freunden und Kampfgefährten, und er hatte begonnen, die Barkenhoff-Diele mit Fresken zu bedecken, die das Leben der Proletarierkinder und den Kampf ihrer Eltern zeigten.

Mit dem Scheitern der Barkenhoff-Kommune waren Vogeler „alle sentimentalen Weltbeglückergefühle ausgetrieben worden, das Leben hatte ihn eines Besseren belehrt. Er versammelte noch einmal seine Freunde von der Weserwerft und übergab ihnen den ganzen Besitz als Geschenk für die Kinder der politischen Gefangenen… 1923.“

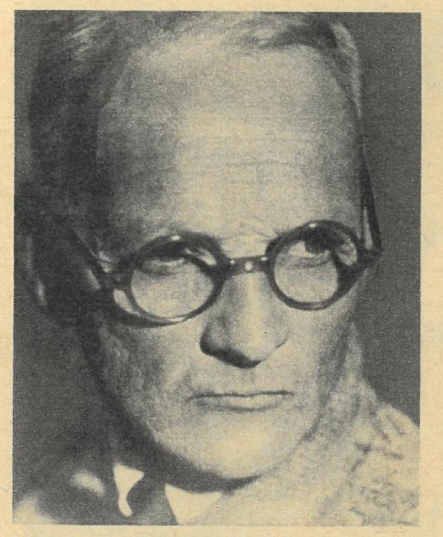
Bildnis der Schauspielerin Lotte Loebinger, 1936



Bildnis Nikolai Ostrowskis, 1936

Puppenwerkstatt, 1940

Vom Barkenhoff zur neuen Welt



Vogeler zu Beginn der 30er Jahre

Die erste Reise

Bereits Mitte Juni desselben Jahres fuhr Heinrich Vogeler mit Zofia Marchlewska, seiner späteren Frau, in die Hauptstadt des jungen Sowjetstaates. Schon dieser erste Aufenthalt, der bis zum November 1924 dauerte, war für ihn keine Studienreise im üblichen Sinne. Er unterrichtete an der Universität der Nationalen Minderheiten des Westens. Als Mitschaffender begegnete er dem sozialistischen Umgestaltungsprozeß. Das ließ ihn tiefer schauen, Künftiges bereits im Keime erkennen. Bevor die Vogelers im Winter 1923/24 das eigene Quartier in der Universität bezogen, wohnten sie bei den Marchlewskis in einem Nebengebäude des ehemaligen Zarenpalais' im Kreml. Dort entstand die Zeichnung des Roten Platzes, die Vogeler gemeinsam mit anderen Zeichnungen und den ersten Komplexbildern in seinem 1925 in Dresden herausgegebenen Buch „Reise durch Rußland" veröffentlichte.

„Komplexbilder" nannte er selbst seine vielszenigen Simultankompositionen nach ihrer Struktur. Im Hinblick auf ihre programmatische politische Funktion werden sie auch als Agitationstafeln bezeichnet. Angeregt worden war Vogeler 1923 in Moskau dazu: „Eine vollkommen neue Welt ging in mir auf und fand vollkommen neue künstlerische Ausdrucksmittel, mit denen ich den Komplex der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Arbeit erfassen wollte."

Baku und Barbusse

Das Gemälde „Baku" geht auf Heinrich Vogelers dritten Sowjetunionaufenthalt zurück. Von Moskau aus reiste er während der Monate September und Oktober des Jahres 1926 mit seiner Frau und zwei sie begleitenden Studenten zunächst nach Samarkand, allein weiter nach Aschchabad, über das Kaspische Meer nach Baku. Zentrum des in etwa fünfundzwanzig Felder prismenartig aufgefächerten Komplexbildes sind Hammer und Sichel. Die im unteren Teil der Tafel in Gestalt zahlreicher Erzeugnisse vorgestellte Schwerindustrie weist auf die wirtschaftlichen Grundlagen für das darüber in hellen Farben sich entfaltende gesellschaftliche und kulturelle Leben Bakus. Diese Bilderzählung veranlaßt, an die folgenden Worte von Henri Barbusse zu denken: „Würde man mich fragen, was das Erstaunlichste und Beeindruckendste von dem ist, was durch die Sowjetmacht geschaffen wurde, ich würde antworten: Schauen Sie sich Baku an!" Tatsächlich haben beide Künstler, die sich aus der Friedensbewegung in Deutschland und aus der Internationalen Roten Hilfe persönlich kannten, den damals erst wenige Jahre währenden sozialistischen Aufbau der von den Engländern und von weißgardistischen Truppen zerstörten aserbaidshanischen Erdölmetropole annähernd gleichzeitig erlebt.

Das Nachtlager in der Lehmhütte

Den Mittelpunkt der meisten Komplextafeln bildet ein Symbol. Auf dem „Zentralasien"-Bild ist es der fünfzackige Stern der Sowjetmacht, die diesen beachtlichen Teil des Erdballs aus feudaler Vergangenheit in sozialistische Gegenwart verwandelte. „Ein farbenstrahlendes Bild von den zentralasiatischen Sowjetrepubliken, fast wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht und doch voller Wirklichkeit", nannte Berta Lask das Gemälde im Frühjahr 1927 in der „Roten Fahne", als Heinrich Vogeler es zusammen mit neun weiteren Komplexbildern auf der Großen Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof zeigte.

Industrialisierung und Elektrifizierung waren dringendstes Erfordernis, Zukunftsaufgabe und -aussicht in den erst 1924 gegründeten zentralasiatischen Sowjetrepubliken. Gegenwart hingegen waren schon Vorgänge wie jene unmittelbar unter dem Porträt Michail Wassiljewitsch Frunses, der die Rote Armee zum Sieg über die Konterrevolution in den asiatischen Gebieten geführt hatte. In viele Bildsegmente hat Vogeler eigene Erlebnisse der Reise hineingemalt, so auch die Begegnung mit dem von ihm geschaffenen MOPR (Rote Hilfe)-Plakat. Wegen einer nichtpassierbaren Brücke über den Serawschan-Fluß kam die kleine Reisegruppe weit vom Wege ab. Als Vogeler endlich spätabends, erschöpft nach anstrengendem Tagesmarsch, in einem fensterlosen usbekischen Lehmhaus eine Kerze anzündete,

Dass man vertrieb das Wissen, ist erklärlich:
Die Wahrheit ist den Nazis zu gefährlich.

„Emigranten" und „Freiheit für politische Gefangene". Aus: Das Dritte Reich, Moskau 1934. Mit Texten Joh. R. Bechers

So hoch und dick ist kein Gefängnis - Turm,
Der widerständ' dem roten Massensturm.

um das Nachtlager zu bereiten, fiel in dem leeren Raum sein Blick auf das Plakat. Hier in Mittelasien wurde ihm bewußt, in welche Gegenden seine Arbeiten gelangen und daß sie auch dort verstanden werden, wo die Sprache keine Mittlerin mehr sein kann.

Zu Hause in der Puppenwerkstatt

Gut achtundfünfzig Jahre war Heinrich Vogeler alt, als er 1931 zu seinem längsten und endgültigen Aufenthalt in die Sowjetunion aufbrach. In Deutschland waren ihm die Schaffensgrundlagen seiner Kunst und deren Wirkungsmöglichkeit genommen worden.

Auf dem Gemälde „Puppenwerkstatt" ist Vogelers Moskauer Arbeitsplatz am Fenster in der gemeinsam mit seiner Frau Sonja, wie sie von Freunden genannt wurde, Sohn Jan und Schwiegermutter Bronka Marchlewska bewohnten Wohnung zu sehen. Solche Puppen modellierte er zwischen 1937 und 1941 für das von Ilse Berend-Groa geleitete deutschsprachige Kollektivistentheater in Odessa. Vogeler hatte Freude an dieser neuen Aufgabe. Überhaupt erhielt er viele und vielseitige Aufträge, denen er sich begeistert widmete. In Moskau hatte er bis zu seiner Evakuierung am 13. September 1941 seinen ständigen Wohnsitz. Meist hielt er sich jedoch auf seiner Datscha in Tscheljuskinskaja auf. Dort wertete er die von seinen Reisen in Fülle mitgebrachten Studien aus und übersetzte sie in die Malerei. Fast in jedem Sommer war Vogeler mehrere Monate im Lande unterwegs. Die weiten Reisen durch nahezu alle Sowjetrepubliken wurden zur fruchtbarsten Quelle seiner künstlerischen Arbeit. Vogeler hat in seinem letzten Lebensjahrzehnt mehr Werke geschaffen als in jedem früheren.

Bildnisse der Wegbegleiter und Freunde

Porträts von Revolutionären vermochte er aus eigener Erfahrung zu gestalten. Die Selbstlosigkeit Nikolai Ostrowskis, die er als Bestätigung seiner persönlichen Ideale empfand, veranlaßte ihn, den erblindeten und gelähmten Schriftsteller wenige Wochen vor dessen Tod zu malen. Für Vogeler war diese Aufgabe ungewöhnlich erregend: Heldentum und Siechtum hatte er in einem und im rechten Verhältnis zu zeigen. Während der gemeinsamen Stunden mit Ostrowski gewann er eine so tiefe Beziehung zu ihm, daß er, bevor Bronka Marchlewska dem Schriftsteller das nach der Zeichnung entstandene Gemälde überbrachte, eine Zweitfassung malte, die er selbst behielt. Daher gibt es neben der in der DDR befindlichen Zeichnung zwei annähernd gleichgroße Ostrowski-Porträts, von denen sich das eine im Moskauer Ostrowski-Museum und das andere in der Nationalgalerie der DDR befindet. Daß auch die Moskauer Fassung ein Werk Vogelers ist, blieb lange unbekannt.

Heinrich Vogeler porträtierte Exilierte, Menschen, die ihm nahestanden, die Ähnliches bewegte wie ihn selbst, deren Schicksal dem seinen verwandt war. 1936 entstand das „Bildnis der Schauspielerin Lotte Loebinger". In Moskau während der Dreharbeiten zu dem Film „Kämpfer", dem ersten antifaschistischen Gemeinschaftsprojekt deutscher Emigranten, waren sie sich 1935 wiederbegegnet. Der dreiundsechzigjährige Vogeler verantwortete gemeinsam mit Teo Otto die Filmarchitektur. Die dreißigjährige Loebinger schuf die zentrale Gestalt der proletarischen Mutter Lemke. Ergriffen von ihrem Spiel, beschloß Vogeler, sie zu malen. Er porträtierte den Schauspieler Heinrich Greif, den Dichter Erich Weinert, den ungarischen Philosophen Bela Fogarasi. Vogeler suchte in ihren Antlitzen nach Zusammenhängen und Widersprüchen zwischen der Flucht in das Land des Sozialismus, der Rückschau auf das inzwischen faschistische Vaterland und der Hoffnung auf eine freie, friedvolle Heimat.

Flugblätter für die Rote Armee

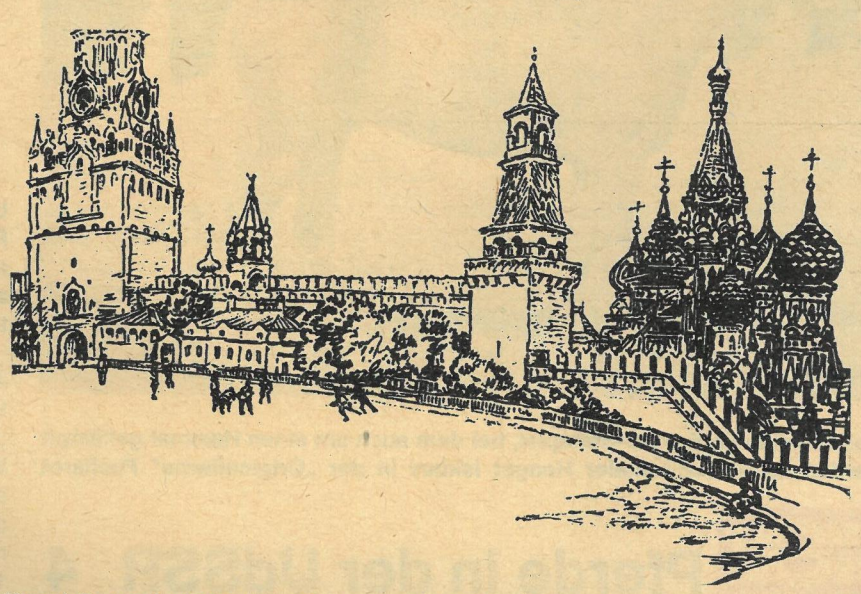
Trotz seines bedeutsamen Gemäldeœuvres gilt Heinrich Vogeler vorrangig als Zeichner. In der Sowjetunion hat er unvorstellbar viele Zeichnungen geschaffen. Allein rund hundert der erhalten gebliebenen haben unmittelbar den Kampf gegen Faschismus und Krieg zum Thema und waren als Vorarbeiten für Illustrationen, Plakate und Flugblätter der Roten Armee entstanden.

Vor genau fünfzig Jahren, 1934, gab der Moskauer Verlag Zwei Welten unter dem Titel „Das Dritte Reich" vierunddreißig in der Art von Holzschnitten gedruckte Zeichnungen Heinrich Vogelers mit darunter gesetzten erklärenden Reimen Johannes R. Bechers als Broschur im Kleinformat heraus. Die Bilder, die Vogelers Begabung als Karikaturist hervortreten lassen, enthüllen Ereignisse und Auswirkungen der ersten Monate faschistischer Schreckensherrschaft in Deutschland und orientieren auf Methoden des illegalen Kampfes. Der Druck des Büchleins in deutscher Sprache, der neutrale Einband mit der an offizielle Nazi-Schriftgestaltung angelehnten Typographie wie die Tatsache, daß es auf dem faschistischen Index erschien, sind Belege für seine illegale Verbreitung. Und da einige der Bilder zuerst im Saargebiet nachweisbar sind, liegt die Annahme nahe, daß diese Publikation über die Pariser Zentrale der KPD in das faschistische Reich gelangte.

Längst war es in Deutschland verboten, Vogelers Namen zu nennen, seine Werke zu zeigen. Da meldete sich am 8. Juli 1941 der geachtete und dann geächtete Künstler, der durch den Skandal um die Barkenhoff-Fresken als selbstloser Förderer der Roten Hilfe auch vielen Arbeiterfamilien ein Begriff geworden war, aus der sowjetischen Hauptstadt. In den Wochen nach dem hitlerfaschistischen Überfall sprach Heinrich Vogeler mehrere Male über den Moskauer Rundfunk zu seinen Landsleuten in Deutschland. Dann verstummte seine Stimme. Am 13. September mußte Heinrich Vogeler, dessen Name neben den von mehr als fünftausend anderen deutschen Antifaschisten in der vom faschistischen Reichssicherheitsamt herausgegebenen „Sonderfahndungsliste UdSSR" stand, die Frontstadt Moskau verlassen und ins Hinterland fahren. Dieser Abschied fiel ihm schwer.

Vogelers künstlerischer Nachlaß – achtunddreißig Gemälde und mehr als fünfhundert Zeichnungen – wurde 1953 von der Regierung der UdSSR an die DDR übergeben und befindet sich heute in der Nationalgalerie und in der Sammlung der Handzeichnungen der Staatlichen Museen zu Berlin.

Abbildungen: Staatliche Museen zu Berlin, privat



Kreml-Rotunde 1923. Aus: Reise durch Rußland, Dresden 1925

Im nächsten Heft:

Nahrhaftes Gestein...

fördern die Kalikumpel in mehr als 600 Metern unter Sondershausen. FREIE WELT erlebte, wie sie tagtäglich um diesen Rohstoff ringen und ihn zu Kalidünger und eine Reihe anderer lebenswichtiger Produkte veredeln.

Foto: V. Hohlfeld

Gesucht und gefunden

In der FREIE WELT-Suchaktion stellen wir Oberstleutnant Horst Friese vor, der vor 35 Jahren zur Ehrenkompanie gehörte, die zum Empfang des Präsidenten der eben gegründeten Republik angetreten war.

Muß ein Teil der Energie zum Schlot hinaus?

Wissenschaftler in Nowosibirsk sagten FW-Mitarbeitern: Wir finden uns damit nicht ab!

Schach dem Weltmeister

Am 10. September beginnt in Moskau der 30. Zweikampf um den Weltmeistertitel: Tolja oder Garri, wer immer gewinnt – der Titel bleibt in der Sowjetunion. Was steht für Karpow zu Buche, was spricht für Kasparow? Wie lange wird der Wettkampf dauern?

Foto: APN/Donskoi

Aktion „Eiche"

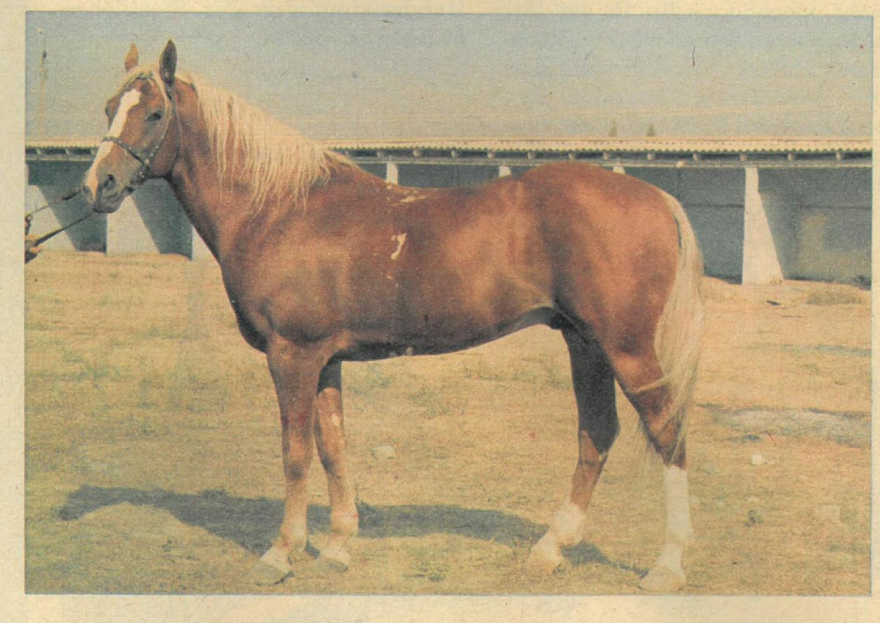
Zur 40. Wiederkehr des rumänischen Nationalaufstandes vom 23. August 1944: Gespräche mit Teilnehmern der Geschehnisse in Bukarest, der heutigen Hauptstadt der Sozialistischen Republik Rumänien.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Viel Staub um einen Ziegenbock

Hannibal überquerte mit Pferden und Elefanten die Alpen und eroberte Rom. Die Mongolen überwanden mit ihren unglaublich widerstandsfähigen kleinwüchsigen Pferden die Pässe des Pamir. Dort in Südtadshikistan, in Höhenlagen um dreitausend Meter, leben heute die harten und muskulösen Lokaier Pferde in kleinen Herden das ganze Jahr im Freien – eine lokale Population von etwa 22 000 bis 23 000 Tieren, davon 16 300 in Reinzucht, wie eine Statistik von 1980 ausweist. Sie stammen aus dem usbekischen Stamm Lokay und werden seit dem 16. Jahrhundert gezüchtet. Ihre Urahnen sind kleine Pferde vom Mongolentyp, die mit Karabair-Pferden und Arabern gekreuzt wurden. Ihre Spezialität: Sie sind die besten Pferde für „Kokpar", das populärste aller Reiterspiele in Kasachstan und den anderen mittelasiatischen Republiken, das sich aus einem alten Hirtenspiel entwikkelte. Auf einem Feld von etwa fünfhundert Meter Länge tobt fünfzehn bis zwanzig Minuten lang der Mannschaftskampf, bei dem versucht wird, einen Ziegenbock über die gegnerische Linie zu tragen. Meist ein Wettbewerb von Aul zu Aul, von Dorf zu Dorf, bei dem viel Staub aufgewirbelt wird. Hunderte Pferdebesitzer scheuen tagelange Ritte nicht, um bei den für Reiter und Roß nicht ungefährlichen Spielen, wahren Festen, dabeizusein.

Hannes Schreiber



Getümmel beim Kokpar-Reitspiel, bei dem auch um einen Hammel gekämpft werden kann. Der Lokaier Hengst Iskuuv in der „Originalfarbe" Fuchsrot

UNSERE FRAGE:
Polo heißt eine Pferdesportart, die auf die großen Reiternationen Mittelasiens zurückgeht. Mit welchen Geräten wird dieses Spiel ausgeübt?

Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort „Pferde in der UdSSR 4" an FREIE WELT, 1026 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 15. 8. 1984. Auflösung und Gewinner in Heft 18/84, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!

FREIE WELT **Pferde in der UdSSR 4**

Fotos: W. M. Nikiforow, A. S. Schtorch